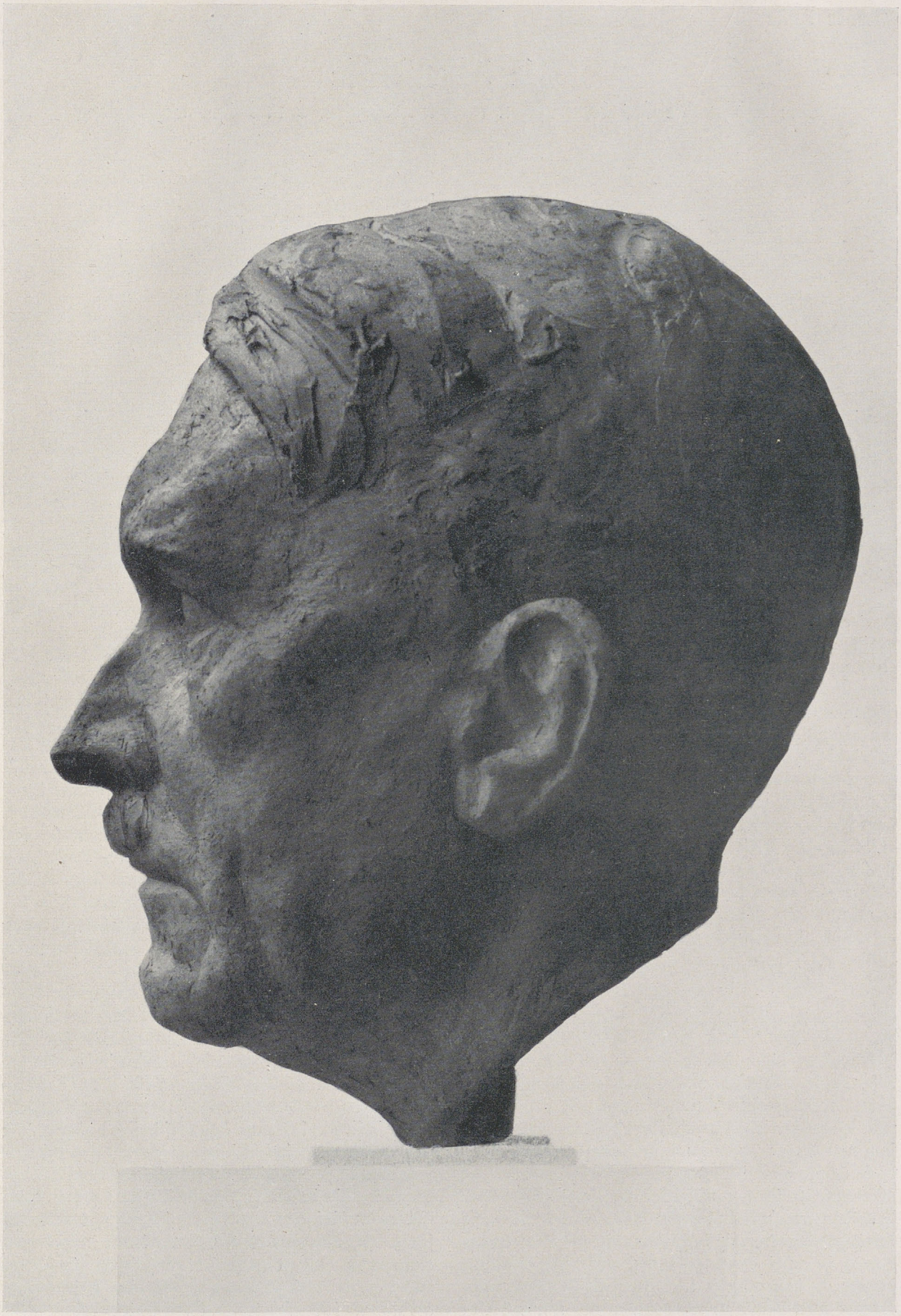


DER FÜHRER DER DEUTSCHEN — *Büste von Ulrich Kottenrodt*

Werner Hülle

Die Ilsenhöhle

Eine Wohnstätte des Urmenschen in Mitteldeutschland und ihre Erforschung

Die Höhle unter Burg Ranis

Wer an einem lachenden Frühlingsmorgen von der Station Krölpa-Ranis der Bahnlinie Leipzig-Saalfeld das stille Haintal aufwärts wandert und über einer grünen Aue und einem Kranz von Bäumen die steil aufragende Burg Ranis zum erstenmal sieht, dem wird dieser Anblick unvergeßlich bleiben. Und wenn ihn dann sein Weg weiter durch das Städtchen Ranis führt, wo sich die breite Südfront der Burg fast drohend über den Häusern erhebt, wird er zunächst den Wunsch empfinden, auf die dem Schloß gegenüberliegende Seite zu steigen, um ein Gesamtbild dieser gewaltigen Anlage zu bekommen. Etwa von der Höhe der Windmühle aus bietet sich ihm das prächtige Bild der Südfront der Burg dar (Abb. 1), die in ihrer ganzen Ausdehnung aus dem nackten Fels herauswächst. Den Hauptbau schmücken vier prächtige Barockgiebel, hinter denen noch die Haube des runden Bergfrieds herübergrüßt. Eine massige Mauer leitet zur Ostfront mit dem Haupteingang über, die besonders durch die wie Schwalbennester angebauten Erkerchen einen eigenartigen Schmuck erhielt. Als Abschluß erhebt sich darüber der viereckige Luginsland. In sanftem Schwung führt die Außenmauer der Burg nach Osten zur Stadt hinunter. Wer mit scharfem Auge die Südfront mustert, wird vielleicht schon hier und da in dem Felsenuntergrund kleine Nischen und Spalten entdecken, die Reste von Grotten und Höhlen darstellen. Besonders eine Stelle wird ihm auffallen die gerade unter der Südkante des Ostflügels als dunkle Spalte, die in den Berg hineinführt, zu erkennen ist. Es ist die Stelle, die uns hier in erster Linie beschäftigen soll, da an sie der Name „Ilsenhöhle" geknüpft ist.

Die Entdeckung der Ilsenhöhle

Wie kam diese Stelle gerade zu dem Namen Ilsenhöhle und wie wurde diese Höhle entdeckt? Wir können diese beiden Fragen, die sich erfahrungsgemäß immer zuerst einzustellen pflegen, zusammen beantworten, wenn wir feststellen, daß diese Höhle eigentlich gar nicht entdeckt zu werden brauchte, da sie gar nie in Vergessenheit geraten ist! Das mag seltsam klingen, aber wir haben einen interessanten Beweis dafür: das ist die Sage von der Ilse und ihren goldenen Schafen, die sich gerade an diese Stelle knüpft. Seit dem man die Sagen und Märchen nicht mehr als müßige Erfindungen des Aberglaubens ansehen kann, sondern in ihnen den Niederschlag uralter Überlieferungen, wenn auch meist in schwer deutbarer Form erblicken muß, wird auch der Vorgeschichtsforscher immer mehr auf die Überlieferung von Mund zu Mund aus ältester Zeit achten müssen.

Glücklicherweise hat uns der auch auf vorgeschichtlichem Gebiet im Orlagau sehr tätige Raniser Diakonus Wilhelm Börner vor rund 100 Jahren die Ilsensage ausführlich aufgezeichnet. Sie kann hier nur stark gekürzt wiedergegeben werden. Als einziges Kind des letzten männlichen Sprosses eines gewaltigen Rittergeschlechtes, das auf dem heute noch so benannten Clidenfelsen bei Oelsen seinen Wohnsitz hatte, kam Ilse als junges Mädchen durch Zufall zu den Heimchen oder Elfen, und blieb freiwillig bei ihnen in den unterirdischen Räumen des Clidenfelsens. Ihre einzige Aufgabe war, eine Herde goldener Schafe, die von einem goldenen Schäferhund bewacht wurden, zu hüten, wofür sie von den Heimchen mit ewiger Jugend belohnt wurde. Aber mit der Zeit wurde sie ihres einförmigen Lebens überdrüssig und mit Hilfe einer Zauberin Bilbze konnte sie samt ihren Schafen den Heimchen entweichen. Bei ihren Wanderungen im Orlagau geriet sie mit ihrer Herde in den Bereich eines Riesen, der sie, als sie seinen Heiratsantrag rundweg ablehnte, zur Strafe mit ihren goldenen Schafen in die unterirdischen Räume der Burg Ranis verbannte. Von dort kann sie erst wieder erlöst werden, wenn die letzten christlichen Kirchenglocken im Orlagau verstummt sind und die Heimchen, die sich zu den heiligen Urstätten der alten Bewohner, den Grabhügeln, zurückgezogen haben, wieder hervorkommen und die Riesen überwunden haben.

Es soll hier nicht der Versuch unternommen werden, einzelne Züge der Sage mit den Ausgrabungsbefunden in Einklang zu bringen, obwohl sich hierfür manches Interessante beibringen ließe. Es genügt festzustellen, daß die Form der Sage deutlich auf lange Zeiträume vor Einführung des Christentums schließen läßt und daß tatsächlich in der Höhle aus allen vorgeschichtlichen Epochen Funde vertreten sind, so daß diese Überlieferung ohne Unterbrechung bis in die fernste Zeit zurückgehen kann. Wenn an dieser, wie wir noch sehen werden, landschaftlich hervorragenden Stelle schon in der vorchristlichen Sage ein „böser Riese" sitzt, so scheint das doch darauf zu deuten, daß eine Erinnerung an die größte Katastrophe, die sich hier ereignet hat,

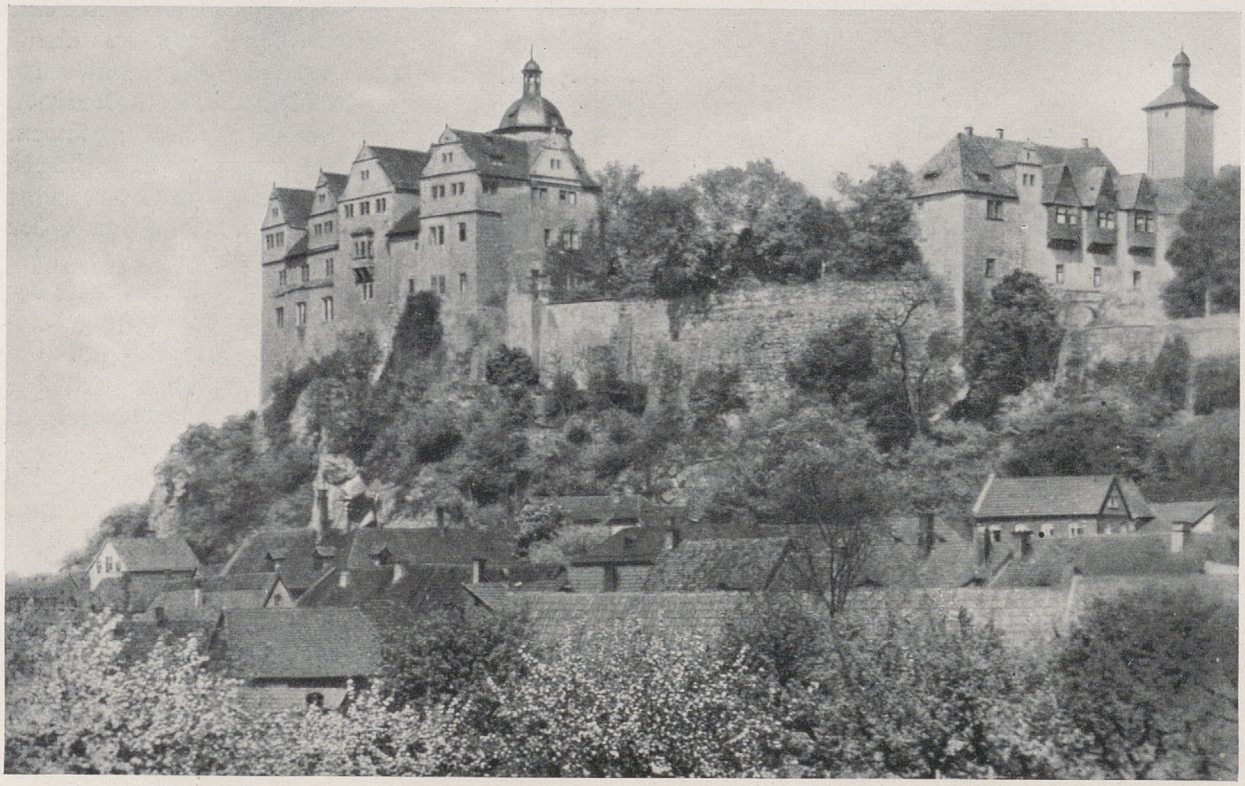


ABB. 1. BURG RANIS von Süden. *Die Ilsenhöhle liegt unter der Ostkante des Torgebäudes*

nämlich an den Einsturz der Haupthöhle, bis heute in der Sage nachwirkt. Dieser Einsturz aber hat sich, wie wir noch sehen werden, schon vor Beginn der letzten Eiszeit, also viele Jahrzehntausende vor unserer Zeit ereignet!

Wer aber trotzdem eine „Entdeckungsgeschichte" hören will, der muß den jetzigen Besitzer der Burg und unermüdlichen Förderer unserer Ausgrabungen, Major a. D. Dietrich von Breitenbuch fragen, dessen Familie seit über 350 Jahren, genau seit 1571 dieses Kleinod im Besitz hat. Er wird ihm in anschaulicher und humorvoller Weise erzählen, wie er als wißbegieriger Junge heimlich in die tiefe Spalte der Ilsenhöhle eingedrungen ist und sein junger Forschereifer beinahe zu einem schlimmen Ende geführt hätte, da ihn in der engen Spalte plötzlich die Kräfte verließen. Glücklicherweise konnte er aber doch wieder mit eigener Kraft herausfinden. Aber von diesem Jugenderlebnis war noch ein weiter Weg bis zu dem Beginn einer Ausgrabung in der Ilsenhöhle. Erst 10 Jahre nach dem großen Kriege, dessen tragischer Ausgang zugleich auch das Ende der Offizierslaufbahn des Burgbesitzers bedeutete, konnte der unentwegte Heimatforscher, der inzwischen die heimatforschende Gesellschaft Burg Ranis begründet hatte, mit freiwilligen Hilfskräften die Ausgrabung der Ilsenhöhle in Angriff nehmen. Die hintere Spalte trotzte den Ausgräbern, da große Felsblöcke die Fortführung der Ausschachtung verhinderten, aber in der vorderen Spalte war man bei einer Probeuntersuchung auf gelben Höhlenlehm gestoßen. Die praktischen Kenntnisse, die der Ausgrabungsleiter Major von Breitenbuch bei den Ausgrabungen des Thüringer Höhlenvereins gewonnen hatte, veranlaßten ihn bei diesem Stand die Untersuchung abzubrechen, und die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle von den Ausgrabungsergebnissen zu unterrichten.

Wie es zur Ausgrabung durch die Landesanstalt für Vorgeschichte kam

Der Begründer der jetzigen Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle, Hans Hahne, hatte bekanntlich gerade für die Altsteinzeit Mitteldeutschlands vom Beginn seiner Laufbahn als Vorgeschichtler reges Interesse bezeugt. Anläßlich der Neuaufstellung der paläolithischen Funde im Halleschen Museum, die ich unter seiner Leitung in den Jahren 1930 bis 32 durchführen konnte, hatte ich das Glück, mit ihm viele Probleme der mitteldeutschen Altsteinzeit durchsprechen zu können. Schon lange war es im Interesse der Klärung einer selbständigen Stellung Mittel- und Nordeuropas in der Altsteinzeit zur unabweisbaren wissenschaftlichen Pflicht geworden, eine große mitteldeutsche Höhle, die möglichst weit hinab reichende Schichten enthielt, mit allen modernen

ABB. 2. DER OSTSOCKEL des (eingestürzten) Hauptraumes der Ilsenhöhle

Mitteln der Ausgrabungstechnik zu untersuchen. Nachdem durch frühere Ausgrabungen und die Tätigkeit des Thüringer Höhlenvereins unter der Leitung des Geologen Heß von Wichdorf erwiesen worden war, daß die Höhlen und Grotten der Zechsteingriffe im Orlagau, die sich von Saalfeld bis Neustadt an der Orla entlang einer Küstenlinie des Zechsteinmeeres erstreckten, vom Alt einzeitmenschen bewohnt waren, setzte auch die Landesanstalt für Vorgeschichte in dem durch die Exklave Kreis Ziegenrück zur Provinz Sachsen gehörenden Teil dieses Höhlengebietes mit der Untersuchung ein. In ihrem Auftrag grub der damalige Privatdozent Dr. Andree-Münster zusammen mit Dr. Grimm-Halle die Herthahöhle (Herdloch) bei Ranis aus, in der allerdings nur eine spätmagdalenienzeitliche Besiedlung als älteste nachgewiesen werden konnte. Hier konnten die großen schwebenden Probleme der mitteldeutschen Altsteinzeitforschung zunächst keine Klärung finden.

Und nun war die Ausgrabung der Ilsenhöhle aktuell geworden! Der Zufall wollte es, daß meine erste Besichtigung im Zusammenhang mit der Tagung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte im Herbst 1932 erfolgte, auf der damals unter der Leitung von Prof. Alfred Götze eine große Besichtigungsfahrt durch Thüringen stattfand. So ergab sich sofort Gelegenheit, mit einigen Fachgenossen die Aussichten und Probleme einer solchen Grabung an Ort und Stelle zu besprechen.

Zwei Gesichtspunkte sprachen unbedingt für die Inangriffnahme einer großzügigen Untersuchung: die Lage der Höhle und ihre ursprüngliche Größe. Die Lage der Ilsenhöhle ist tatsächlich ungewöhnlich vorteilhaft. Die Burg liegt auf einem steilen Riff, das beherrschend am Rande eines uralten Verkehrsweges, der durch das Orlatal sich hinzieht. Die unvergleichlich schöne Rundschau von der hinteren Burgterasse, dem „Würzgärtchen" beweist diese beherrschende Lage zur Genüge. Gerade hier mündet ein jetzt teilweise trocken gewordenes Seitental ein, das auf die weiten Höhen östlich und südlich von Ranis hinaufführt. An der Südseite dieses Risses öffnet sich in hochwasserfreier Lage die Ilsenhöhle nach Süden, fürwahr eine ideale Wohnlage für den Menschen der Altsteinzeit!

Allerdings waren die beiden erhaltenen Spalten verhältnismäßig klein. Aber hier brachte eine Vermutung, die sich immer mehr verdichtete, eine überraschende Perspektive. Bei genauer Beobachtung des Verlaufes der Felsen zeigt es sich immer deutlicher, daß die linke Partie mit den beiden Spalten, auf die ein kühner Baumeister einst die Ostfassade der Hauptburg gegründet hatte, nur einen Sockelrest darstellt, zu dem ein entsprechender rechter vorhanden ist, der heute das sog. Rundteil trägt, einst das Widerlager für die Zugbrücke. Dazwischen war eine gewaltige Höhlendecke anzunehmen, die irgendwann einmal in einer gewaltigen Katastrophe eingebrochen sein mußte. Diese direkt nach Süden geöffnete große Höhle mit vielen hundert Quadratmeter Fläche mußte aber besonders in einer wärmeren Zeit eine ideale Wohnhöhle gewesen sein. Die Einsturzstelle war später als Halsgraben der Burg benutzt worden, über die sich eine Zugbrücke spannte. Als diese außer Gebrauch kam, wurde die Lücke durch eine bis heute erhaltene Mauer geschlossen.

Diesem positiven Befund standen aber nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten gegenüber. Von der allzu ängstlichen Warnung eines geologischen Fachmannes, der schon beim ersten Spatenstich in

der vorderen Spalte den Einsturz der ganzen Ostfront der Burg befürchtete bis zu der nüchternen Rechnung, ob die aufzuwendenden beträchtlichen Geldmittel den Einsatz rechtfertigen, waren alle Grade des Zweifels vertreten. Besonders ein Umstand war für den Ausgräber bedenklich, nämlich daß kein Kubikmeter ausgegrabene Erde von der Ausgrabungsfläche wegtransportiert werden konnte, da weder von oben noch von unten ein fahrbarer Weg zur Höhle führte. Die Spalten lagen an einem Steilhang, der zwischen Burg und Stadt eingeklemmt war und so stand von vornherein fest, daß es einen schweren Kampf um den Raum geben würde.

Die große Ausgrabungsunternehmung des Jahres 1934

Das Schicksaljahr 1933 war mit anderen Aufgaben so erfüllt, daß nach einer Voruntersuchung im Jahre 1932 an eine Wiederaufnahme der Ilsenhöhlengrabung nicht zu denken war. Erst das folgende Jahr 1934 brachte die Erfüllung dieses Wunsches. Vom 21. Februar bis 28. September wurde die Untersuchung ununterbrochen fortgeführt.

Dank einer Unterstützung durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und vor allem den großen Mitteln, die die Landesanstalt für Vorgeschichte Halle zur Verfügung stellen konnte, war es möglich, die Ausgrabung der Ilsenhöhle großzügig anzulegen. Das war auch notwendig, denn zunächst mußten wir die Frage des Abraumes klären. Es blieb nur eine Lösung übrig, nämlich am Steilhang durch eine Steilmauer eine Terrasse zu schaffen, auf der die großen Erd- und Steinmassen aufgelagert werden konnten. Die Steinmauer konnte ohne weiteres aus den bei der Ausgrabung anfallenden Steinen gebaut werden, die auf diese Weise bequem untergebracht wurden. Sie mußte schließlich auf die stattliche Länge von über 40 m gebracht werden, und erreichte stellenweise eine Höhe von über 4 m. Zuvor aber mußte dieses Vorgelände der Höhle untersucht werden, da nach der Ablagerung der Erdmassen eine Ausgrabung selbstverständlich nicht mehr in Frage kam. Diese Arbeit stellte unsere Geduld auf eine harte Probe. Gerade hier am Abhang waren die durch den Einsturz der Höhle angehäuften Felstrümmer besonders zahlreich. Andauernd mußte gesprengt werden, da die ungemein harten Riffbrocken jedem anderen Zertrümmerungsversuch widerstanden. Das Fundergebnis aber war hier, etwa 15—20 m von der vorderen Höhlenkante entfernt, denkbar gering. So waren wir froh, daß wir gleichzeitig auch in der vorderen Höhlenspalte die Untersuchung des Profiles fortsetzen konnten. Die ganze Fläche war übrigens durch ein Quadratmeternetz aufgeteilt worden. Zwar fanden wir auch hier nicht die „goldenen Schafe" der Ilse, nach denen uns die Raniser Einwohner immer wieder fragten, aber die Schichtenfolge, die sich hier darbot, war von unschätzbarem Wert. Wir müssen sie hier ganz kurz beschreiben, weil es für das Verständnis der Zeitstellung der Funde notwendig ist. (Abb. 5).

Eine fast 10 m mächtige Ablagerung war hier von oben her erschlossen worden. Fast 3 m stark war die aus mittelalterlichem Bau- und Abfallschutt bestehende Deckschicht, die bei Beginn unserer Ausgrabung in der vorderen Höhlenspalte fast ganz herausgeräumt war. Sie verdankt ihre Entstehung der Tätigkeit früherer Burgbewohner,

ABB. 3. DIE ILSENHÖHLE während der Ausgrabung am Ostsockel

denen die Hohlräume unter der Burg, besonders nach der Erfindung des Schießpulvers höchst unbequem waren. Mehrere Brandschichten zeigten, daß ab und zu auch das Feuer auf der Burg gewütet hatte. Deutlich hob sich im Profil die ursprüngliche Oberfläche ab, die die ersten Bewohner der wahrscheinlich im 10. Jahrhundert begründeten deutschen Burg angetroffen haben müssen. In dieser humösen schwarzen Schicht fanden sich Scherben der vorgeschichtlichen Bewohner dieser Höhle, der Kelten, die hier in den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. eine befestigte Siedlung hatten — ein Gräberfeld dieser Zeit ist am Abhang des Preißnitzberges festgestellt worden — und der älteren wahrscheinlich vorkeltischen bronzezeitlichen Bevölkerung. Eine darunter liegende dünne dunkelgraue Schicht enthielt keinerlei Scherben mehr, dafür aber kleine Feuersteingeräte der spätesten Altsteinzeit und der Mittelsteinzeit. Mit ihr setzen also die Ablagerungen der letzten Eiszeit im Profil ein. Eine besondere Überraschung hatte uns gerade hier die Nagetierschicht bereitet, die aus Millionen von kleinen Knöchelchen von Nagetieren und Vögeln besteht. Sie war unter dem überhängenden Teil der einen Höhlenwand in einer Mächtigkeit von fast 2 m angereichert. Ihre Entstehung ist merkwürdig genug. Noch heute finden in den Steppen und Tundren Sibiriens gewaltige Wanderzüge von Nagetieren, besonders Lemmingen statt, an denen die Raubvögel reiche Beute finden. Die Vögel kröpfen den unverdaulichen Teil ihrer Nahrung wieder aus und bevorzugen für diese Tätigkeit dunkle Höhlenspalten. Durch viele Jahrhunderte hindurch muß die Ilsenhöhle zu diesem Zweck aufgesucht worden sein, sonst hätten wir nicht allein aus der vorderen Spalte 16 Kisten Nagetierschichten ausgraben können. Eine genaue Bestimmung dieses bisher aus einer Höhle gewonnenen größten Materials wird Jahrzehnte dauern, aber eine vorläufige Untersuchung ergab schon eine reichhaltige Speisekarte u. a. mit Schneehase, Ziesel, Hermelin, Lemmingen u. a. „kalten" Tieren. In der Umgebung der Höhle muß damals ein Klima geherrscht haben, wie es heute im nördlichen Sibirien ist, und dem als Landschaft eine baumlose Tundra entspricht. Das Liegende dieser Nagetierschicht bildet durchweg eine gelbe Dolomitsandschicht, die mit großen Einsturzblöcken untermischt ist. Reste von Moschusochsen, vom Ren, Pferd usw. zeigen, daß sie ebenfalls eine Ablagerung der letzten Eiszeit ist. Feuersteinfunde waren hier ganz selten, wenn auch die gelegentliche Anwesenheit des Menschen, wahrscheinlich anläßlich von Jagdstreifen, durch zerschlagene Tierknochen beweisbar ist. Die wenigen Feuersteingeräte lassen sich dem Aurignacien zuweisen.

Meist scharf abgesetzt oder durch eine Übergangszone vermittelt, tritt eine ganz andersartige schokoladenbraune lehmhaltige Schicht auf, die bis zu 3 m mächtig ist. Auch in ihr liegen zahlreiche Einsturzblöcke, aber sie sind viel stärker und tiefgründiger verwittert. Im oberen Drittel dieser braunen Schicht sind die Einsturzblöcke geradezu massiert; wie wir später einwandfrei feststellen konnten, ist damals der Einsturz der Haupthöhle erfolgt. Es war die große Frage, ob die Höhle vor diesem Einsturz bewohnt war oder nicht!

Zunächst bestand für uns kein Zweifel darüber, daß diese braune Schicht die Ablagerung einer warmen Zeit, also einer Zwischeneiszeit sein mußte. Die starke Verwitterung der eingeschlossenen Dolomitbrocken und die stärkere Oxydation des Eisens im Verwitterungsprodukt des Dolomits, die Anwesenheit von Baumpollen, alles das sprach eindeutig für ein warmes Klima zur Zeit ihrer Entstehung. Diese braune Schicht reichte zudem bis auf den anstehenden tiefgründig verwitterten Zechstein hinab.

Das Fundglück war uns erst im Mai hold, als wir sorgfältig die unter den Einsturzschichten liegende braune Schicht in einer größeren Fläche von mehreren Quadratmetern abhoben. Zufälligerweise war hier nur eine und zwar die älteste Fundschicht erhalten. Sie wurde zunächst an zahlreich auftretenden Knochengeräten erkannt, unter denen die sog. Glockenschaber aus Röhrenknochen vom Nashorn und vom Höhlenbären, aber auch aus Geweihstücken vom Rot- und Riesenhirsch, zurechtgeschlagenen Unterkieferstücke vom Höhlenbären mit den gewaltigen Reiszahn und Gelenkpfannen von größeren und kleineren Säugetieren als Schalen hergerichtet die markantesten waren. Sofort ergab sich eine Verbindung zu dem von Menghin hypothetisch aufgestellten „protolithischen Knochenkulturkreis" deren nächste Fundorte die Lindenthaler Hyänenhöhle in Gera, der Giebelstein bei Kleinkamsdorf, Velden bei Nürnberg und eine Fundstelle bei Plauen waren. Sollten die Träger einer „Knochenkultur", die sich anscheinend besonders auf die Bärenjagd spezialisiert hatten, die ältesten Bewohner der Ilsenhöhle gewesen sein? Diese Frage bewegte uns mehrere Tage lang ganz intensiv, bis eine neue Überraschung kam. In einer deutlich als damalige Oberfläche gekennzeichneten grauen Schicht fanden wir die ersten Feuersteingeräte. Es waren richtige Meisterwerke paläolithischer Steinbearbeitung: dünnflache, regelmäßig gearbeitete weidenblattförmige Spitzen, die beiderseitig flächig retuschiert waren. Daneben waren auch flache Schaber und einfachere dreieckige Handspitzen aus Quarz und Quarzit vertreten (Abb. 7). Damit ergab sich eindeutig, daß wir hier nicht eine „Knochenkultur" vor uns hatten, da diese Menschen unerhörte Meister der Steinbearbeitung waren, sondern daß nur an einzelnen Fundstellen dieser Kultur, wo

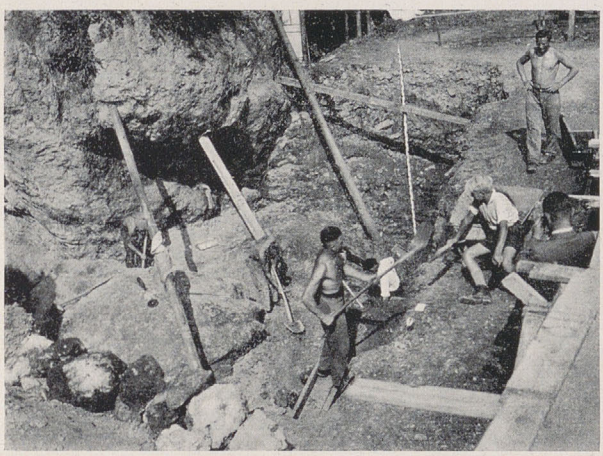


ABB. 4. DIE AUSGRABUNG im Innenraum der Höhle

Feuerstein schwer zu beschaffen war, Ersatzmaterialien herhalten mußten, die sich schlecht bearbeiten ließen. Die vollendete Form der Spitzen erinnerte an besonders schöne Stücke des französischen Soluträen, aber die geologische Zeitstellung und der übrige Fundzusammenhang verboten an eine unmittelbare Verwandtschaft zu denken. So mußten wir uns in der Nähe nach Parallelen umsehen und wir packten die schönsten Stücke ein und fuhren damit nach Weimar, um sie mit den berühmten Funden aus Ehringsdorf zu vergleichen. Aber auch hier fand sich keine Übereinstimmung. Wohl waren hier zahlreiche Spitzen vertreten, die als verwandt angesehen werden mußten, aber sie waren nicht über die ganze Fläche hinweg retuschiert, sondern meist nur an den Rändern. War unsere „Raniser" Schicht jünger oder älter als die Funde von Ehringsdorf? Diese Frage sollte eine ganz überraschende und eindeutige Antwort erfahren. Als wir von der vorderen Spalte aus unser Profil nach dem Vorplatz zu verlängerten, fand sich über der grauen Fundschicht, etwa 40 bis 50 cm höher verlaufend eine jüngere Kulturschicht, die genau die gleichen Spitzen, Doppelspitzen, Klingen und Schaber enthielt wie sie von Ehringsdorf bekannt sind (Abb. 6). Der einzige Unterschied ist nur der, daß die Ehringsdorfer Stücke durch die Einlagerung in den Kalktuff durch und durch patiniert sind, während unsere Fundstücke meist aus sehr dunklem, fast schwarzen Feuerstein bestehen und ohne jede Spur einer Patina erhalten sind. Diese „Ehringsdorfer" Schicht war fast durchweg mit schwarzen Kohlenstückchen durchsetzt, die meist aus verbrannten Knochen bestanden; sie liegt fast unmittelbar unter dem Deckeneinsturz, der teilweise auf die damalige Oberfläche ging. Wahrscheinlich hatten die Bewohner damals kurz vor dem drohenden Einsturz die Höhle verlassen, da in dieser Schicht ganz besonders viele Steingeräte und Knochenwerkzeuge lagen.

So war das Bild im wesentlichen klargestellt und nun tauchte sofort ein neues Problem auf. Wenn die beiden Hauptfundschichten älter waren als der Deckeneinsturz, so mußten sich auch unter dem eingestürzten Höhlendach noch genügend Funde bergen lassen. Wir konnten darauf verzichten, die Deckschichten über dem Höhlendach abzuräumen, wenigstens im Hauptteil der Höhle, die wesentlichen Funde lagen ja doch tiefer. So mußten wir unsere Grabungstechnik auf Bergwerksbetrieb umstellen. Ein Versuchsstollen wurde senkrecht zur größten Breite der Höhle unter dem eingestürzten Höhlendach vorgetrieben: es war ein voller Erfolg. Aus beiden Fundschichten ließen sich zahlreiche, in ihrer Lage genau beobachtete Funde heben und außerdem viele Feststellungen über die Bildung der braunen Schicht getroffen werden. Dem ersten Stollen folgten weitere und allmählich hatten sich schon größere Räume gebildet, die immer da ihr Ende fanden, wo das Höhlendach zu stark zerbrochen war.

Ende September mußte die Grabung abgebrochen werden und es waren gerade noch knapp 14 Tage Zeit, um den Teilnehmer der ersten Reichstagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Halle die Funde in einer großen Sonderausstellung erstmalig zu zeigen. Sie erregten damals bei allen Fachleuten großes Erstaunen.

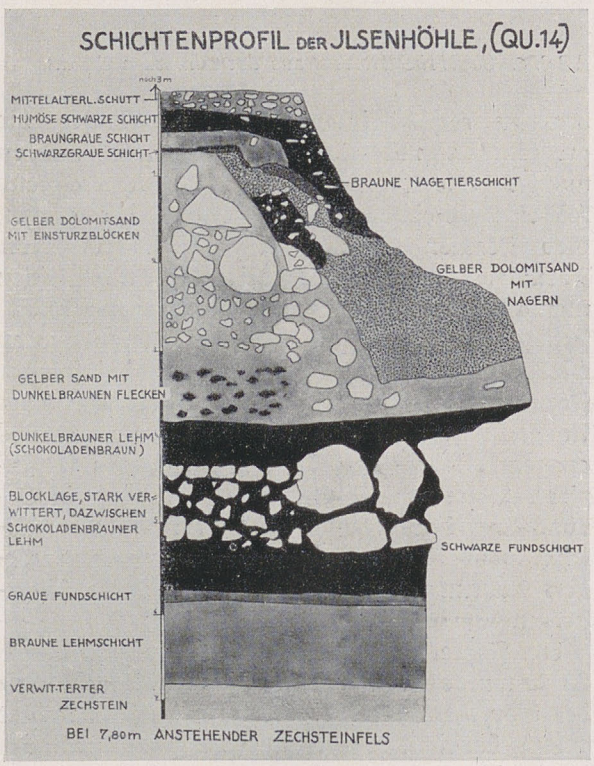


ABB. 5. DIE SCHICHTEN der Ilsenhöhle

Die Grabungen der Jahre 1936 und 1937

Im Jahre 1935 war die Fortführung der Ilsenhöhlengrabung leider nicht möglich. Prof. Hans Hahne, dem ich die ersten entscheidenden Funde an das Krankenlager bringen mußte, an das ihn ein im Frühjahr 1934 erlittener Schlaganfall fesselte, war am Lichtmeßtag 1935 für immer von uns gegangen. Dafür war es in den Jahren 1936 und 1937 wiederum mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft möglich, im Auftrage der Landesanstalt für Volkheitskunde die Ausgrabung jeweils 2 Monate lang fortzuführen.

Die Ausgrabung des Jahres 1936 diente besonders der Fortführung der Untersuchung der

ABB. 6. STEINGERÄTE aus der schwarzen Schicht

braunen Schicht im Hauptteil der Höhle, die größtenteils unterirdisch durchgeführt werden mußte. Die Fundausbeute war überraschend reich. Zahlreiche Blattspitzen aus der grauen Schicht kamen zum Vorschein, z. T. in vollendeter Form, z. T. aber als halbfertige Stücke, bei denen man erkennen konnte, daß sie als Klingen und Abschläge hergestellt sind. Knochengeräte waren wiederum in großer Zahl und mannigfaltiger Form vertreten und sie wurden noch während der Ausgrabung nach einem schon im Jahre 1934 ausgearbeiteten Verfahren mit Paraffin konserviert. Besonderes Augenmerk wurde auf die Beobachtung der braunen Schicht und ihrer Ablagerungsbedingungen gelegt und es gelang u. a. den Abdruck eines Buchenblattes darin festzustellen.

Im Jahre 1937 trat eine neue Aufgabe hinzu. Zwar wurde auch in diesem Jahr die Untersuchung des Vorplatzes der Haupthöhle fortgesetzt, und es gelang dabei u. a. zwei ganz besonders prächtige Blattspitzen von über 20 cm Länge in der grauen Schicht zu finden (Abb. 8). Das wichtigste aber war die Ausgrabung der hinteren Höhlenspalte, weil sie nochmals die Möglichkeit einer Kontrolle der früheren Ergebnisse bot. Auch hier wurden die schon genannten Schichten in der gleichen Reihenfolge wieder angetroffen und konnten teilweise mit neuen technischen Hilfsmitteln durch Dr. von Stokar untersucht werden. In den vorgeschichtlichen Schichten fanden sich diesmal auch slawische Scherben und eine starke bronzezeitliche Fundschicht, in der Teile von verschiedenen Kinderskeletten festgestellt wurden. Möglicherweise handelt es sich hier um Einstrahlungen der Knovizerkultur mit merkwürdigen Teilbestattungssitten. Im oberen Teil der braunen Schicht wurde ein prächtiges Hirschgeweih gefunden, während die graue Fundschicht mit Knochen und Feuersteingeräten vertreten war. Mittels eines Lackabzuges konnte ein vollständiges Profil der Schichten der Eiszeit und Zwischeneiszeit abgenommen werden.

Nur die Untersuchung des letzten Stückes des Vorplatzes und eines Anschlußstückes zwischen der hinteren Spalte und einem Stollen unter dem eingestürzten Höhlendach sind für das Jahr 1938 als Abschluß der Grabung vorgesehen, der hoffentlich manches Interessante bringt.

Die Bedeutung der Ilsenhöhlenfunde

Wenn wir zum Schluß noch mit ein paar Sätzen auf die Bedeutung der Ilsenhöhlenfunde eingehen, so kann diese vor der eingehenden Bearbeitung der Funde nur ganz skizzenhaft gezeigt werden.

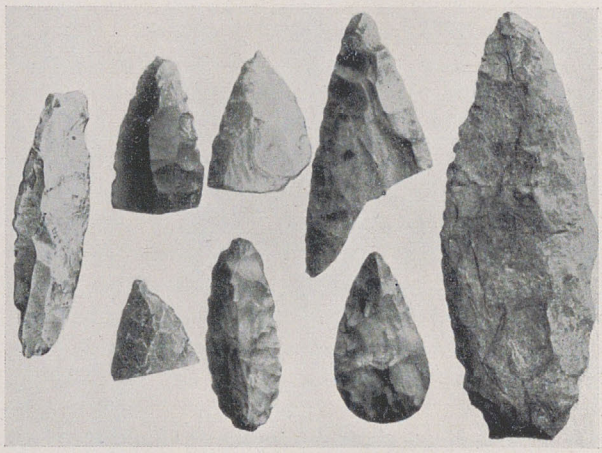


ABB. 7. FUNDE aus der grauen Schicht

Sehen wir von den jüngeren Funden ganz ab, zu denen ich auch die der letzten Eiszeit rechnen möchte, so bedeutet allein die Entdeckung der beiden zwischeneiszeitlichen Fundschichten in ihrer klaren Überlagerung sehr viel für die Erkenntnis der mitteldeutschen Altsteinzeit.

Die Funde der schwarzen Schicht mit ihrer auffallenden Ähnlichkeit mit denen aus Ehrings-

dorf ergänzen das dort gewonnene Bild vortrefflich, zumal in Ehringsdorf leider die Funde nicht planmäßig erfaßt werden konnten. Noch wichtiger sind aber die Funde der braunen Schicht Auf die einwandfreie Verbindung von vollendeten Feuersteingeräten mit den Erzeugnissen der „Knochenkultur" haben wir schon hingewiesen. Die Feuersteingeräte rollen außerdem das Problem des Solutréen neu auf und beweisen, daß die Flächenretusche der Randretusche der Ehringsdorfer Kultur voranging. Den größten Wert erhalten unsere Funde aber im Zusammenhang mit den Fragen der Faustkeil- und Handspitzenkultur des Altpaläolithikums.

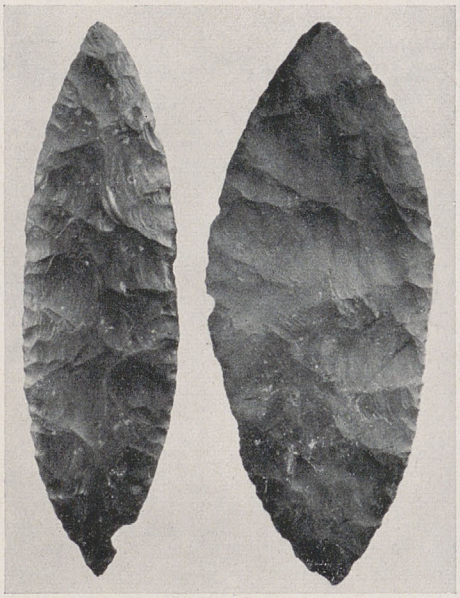


ABB. 8. PRACHTSPITZEN aus der grauen Schicht

Das schon länger theoretisch erschlossene „faustkeilfreie Altpaläolithikum" in Mittel- und Osteuropa ist durch die Ilsenhöhlenfunde als ebenbürtiger und selbständiger Kreis neben dem gleichzeitigen Faustkeilkreis in West- und Südeuropa erwiesen worden. Die Herkunft der Träger der letzteiszeitlichen europäischen Kultur war bisher ebenso wenig geklärt. Als Klingenkultur stand das Aurignacien in einem scharfen Gegensatz zu den Faustkeilkulturen der frühen Altsteinzeit, der ebenso unüberbrückbar scheint, wie der Gegensatz zwischen dem Neandertaler und dem Menschen von Cromagnon. Wenn nun aber in Mitteleuropa eine hochentwickelte Klingenkultur schon für die letzte Zwischeneiszeit nachgewiesen werden konnten, so kann diese Frage ganz einfach gelöst werden. Dann sind die Träger der Ilsenhöhlenkultur höchst wahrscheinlich die Ahnen des Menschen der letzten Eiszeit. Die Geräte aus Feuerstein und Knochen legen eine solche Ahnenreihe nahe und die anthropologischen Befunde sprechen zumindest nicht dagegen. Bis jetzt kennen wir aus dem Handspitzenkreis der letzten Zwischeneiszeit, zu dem wir auch die Ilsenhöhlenfunde zählen, und der Mittel- und Osteuropa, wahrscheinlich auch Nordeuropa einnahm, nur den aus Einzelteilen zusammengesetzten Frauenschädel aus Ehringsdorf, wenn wir von dem nicht mit Geräten vergesellschafteten Schädel von Steinheim absehen. Der Ehringsdorfer Schädel zeigt aber einen bedeutenden Unterschied gegenüber dem Neandertaler, der hauptsächlich im Seitenprofil in Erscheinung tritt. Die vordere Schädelpartie des Ehringsdorfers ist schon fast so steil aufgerichtet wie die des Menschen der letzten Eiszeit. Das bedeutet aber, daß wir tatsächlich hier eine Menschenform vor uns haben, die den jetzigen Rassen näher steht als der Neandertaler und wir können somit in den ältesten Bewohnern der Ilsenhöhle zugleich unsere fernsten Ahnen erblicken, deren Alter sicherlich nach Jahrhunderttausenden zu zählen ist.

So hat die sagenumwobene Ilsenhöhle doch etwas von ihren Geheimnissen preisgegeben. Die goldenen Schafe haben wir freilich nicht gefunden und auch den Bann der Zauberin Ilse konnten wir nicht lösen. Das müssen wir den Heimchen überlassen, wenn ihre Stunde gekommen ist. Aber einen anderen Schatz haben wir gehoben, der für uns von unschätzbarem Wert ist; weil er ein Stück ältester Ahnengeschichte enthüllt, vor der wir bewundernd stehen. Wenn wir auch noch keinen körperlichen Rest eines dieser Ilsenhöhlenbewohner der Zwischeneiszeit gefunden haben, so wissen wir doch, wenn wir ihre vollendet schönen Geräte ansehen, daß sie keine „Primitiven" waren, sondern daß schon der Keim zur Höherentwicklung gestaltend in ihnen wirkte.

Ein Mensch, der Volkstum und Volksehre nicht als Höchstwert ansieht, hat sich des Rechts begeben, von diesem Volk geschützt zu werden.

Alfred Rosenberg

Karl Schirmeisen

Germanen in Mähren

Es ist bekannt, daß sich die Römer zum Zwecke eines dauernden Grenzschutzes gegen die Germanen vor allem ganz Galliens bemächtigten, in den Jahren 16 und 15 v. d. Ztw. auch das ganze Alpenvorland bis zur Donau besetzten und sich in den Jahren 12 bis 10 auch Pannonien unterwarfen. Vom Rhein aus sollte dann die römische Grenze noch weiter nach Osten vorgeschoben werden. Nun saßen damals im Maingebiet die swebischen Volksstämme der Markomannen und Quaden. Sie hatten als erste die Angriffe der Römer zu erwarten. Um sich diesen Angriffen zu entziehen, wanderten sie unter Marbods Führung im Jahre 9 v. d. Ztw. flußaufwärts in das Innere des Landes, wo sie sich, wie es heißt, ein allseits von dem sog. herkynischen Walde umschlossenes, außerhalb des Gesichtskreises der Römer gelegenes Gebiet zur neuen Heimat erwählten.

Dieser herkynische Wald soll sich nach Caesar vom Rhein aus in einer Breite von 9 Tagereisen nördlich der Donau weithin nach Osten erstreckt haben. Nach dem Zeugnis der Bodenfunde müssen aber im Innern dieses Waldgebietes größere Räume vorhanden gewesen sein, die schon seit Urzeiten ununterbrochen besiedelt waren, und zwar hauptsächlich in Nord- und Mittelböhmen und in Mittel- und Südmähren. Dieser beiden Räume bemächtigten sich die Markomannen und Quaden, die ersteren des früheren Siedlungsgebiets der keltischen Boier, Boiohaemums = Böhmens, die Quaden daher jedenfalls Mährens. Diese Annahme stimmt durchaus mit der Bemerkung des Velleius Paterculus überein, daß sich die Südgrenze von Marbods Reich etwa 200000 Doppelschritte entfernt von der Nordgrenze Italiens befand, eine Strecke, die tatsächlich von den Alpenpässen beiläufig bis zu der heutigen Südgrenze von Böhmen und Mähren reicht. Die unmittelbar am Nordufer der Donau gelegenen Gebiete, die in letzter Zeit E. Šimek als die damaligen Wohnsitze der Markomannen und Quaden ansieht, kommen also nicht in Betracht, schon deshalb nicht, weil sie in Anbetracht der zahlreichen damaligen Heereslager der Römer am Südufer der Donau nicht als „Schlupfwinkel" gelten können. Arminius wirft ja bekanntlich Marbod vor, daß er in den Schlupfwinkeln des herkynischen Waldes Schutz vor den Römern gesucht habe.

In den ersten Jahrzehnten nach der Zeitwende werden in Mähren — ebenso wie dies für Böhmen L. Franz (Kelten und Germanen in Böhmen, 1937) annimmt — noch ziemlich ausgiebige Reste der früheren keltischen Bevölkerung vorhanden gewesen sein, die mitten unter den Germanen siedelten und mit diesen mehr oder weniger friedlich zusammenlebten. Das stark befestigte keltische Oppidum Alt-Hradisko (Abb. 1) im Proßnitzer Bezirk z. B. — es wird gegenwärtig von J. Böhm und J. Skutil planmäßig erforscht — wird sich als ein hervorragender Handels-, Gewerbe- und vielleicht auch landwirtschaftlicher Mittelpunkt ziemlich lange gehalten haben. Ferner weisen in dem spätkeltischen Gräberfelde von Puntowitz nächst Brünn die 36 Brandgräber neben nur 4 Skelettgräbern allem Anschein nach auf quadische Beeinflussung hin, da die Kelten im allgemeinen den Brauch der Körperbestattung bevorzugten. Umgekehrt deutet auf keltische Einflüsse insbesondere die quadische Keramik der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts hin, die oft nur schwer von der keltischen Ware zu trennen ist, so z. B. in Marhöf (Bez. Butschowitz), Bisenz (Bez. Ung.-Ostra), Wratzow (Bez. Gaya) usw. In diesem ersten, etwa bis zur Absetzung des Wannius (50) reichenden Zeitabschnitt sind auch die Einflüsse der provinzialrömischen Kultur, hauptsächlich der Donaugebiete, klar erkennbar. Bezeichnend für diese Stufe sind vasenförmige Urnen und Gefäße mit trichterförmig ausladendem Unterteil, von Bronzesachen schuhförmige Anhänger. Der Handel zwischen den Donaugebieten und Innergermanien scheint damals mehr über Böhmen als über Mähren gegangen zu sein.

Schon auf der zweiten, etwa bis zum Regierungsantritt des Antoninus Pius (138) reichenden Stufe überflügelt aber der Quadenhandel von Carnuntum aus längs der March den Markomannenhandel. Namentlich die Beziehungen der Quaden zu ihren nördlichen Nachbarn, den Wandalen, scheinen recht enge geworden zu sein. Beninger verweist in dieser Hinsicht auf das Auftreten der Augenfibel sowie des Doppelhäkchenstichs und nimmt sogar an, daß sich die Wandalen damals schon an den Kämpfen der Quaden gegen die Römer in Niederösterreich beteiligt hätten. Die Römer hatten zu jener Zeit die Grenzen ihres Reiches bis über die Donau vorgeschoben und in dem neuen Grenzgebiet eine Anzahl Kastelle errichtet. V. Ondrouch und F. Krizek nehmen an, daß zu Ende dieses Zeitabschnittes oder spätestens gleich zu Beginn des nächsten das über der Thaya gelegene Muschauer Kastell ebenfalls schon erbaut worden sein muß. Ausschlaggebend sind da-

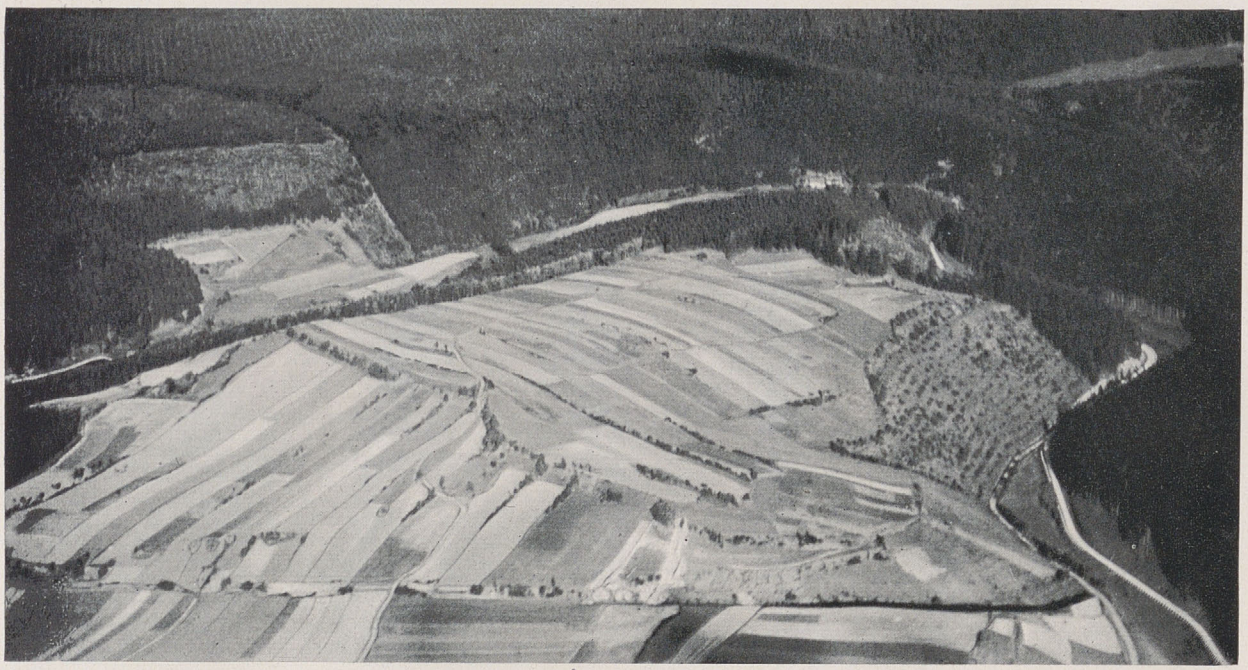


ABB. 1. KELTISCHES OPPIDUM ALT-HRADISKO bei Proßnitz in Mähren

für u. a. keramische und münzkundliche Untersuchungen. Die Anlage dürfte der Sitz eines römischen Regierungsvertreters gewesen sein. Ihre planmäßige Untersuchung erfolgte 1927 durch A. Gnirs. Das Hauptgebäude war 20 m lang und umfaßte fünf Räume, von denen der letzte mit einer unter dem Fußboden befindlichen Heizanlage ausgestattet war. Nicht weit von diesem Gebäude stand ein fast 13 m langes Badehaus mit einem 8 m langen und 3 m breiten Heißbadzimmer und zwei Nebenräumen. Die Ziegel tragen in der bekannten von der Legion X Gemina verwendeten Schuhsohlenumrahmung die Inschrift LEG X GPF, d. h. Legio X Gemina Pia Fidelis.

Die Tongefäße dieses Zeitabschnittes weisen noch die Mäanderverzierung des vorigen auf. Um die Jahrhundertwende selbst treten Fußschalen, Fußbecher und Kelchbecher, niedrige Schalen mit Kalottenboden sowie verschiedene Töpfe auf. Die Verzierungen bestehen aus Tupfen und Fingernageleindrücken, Grübchenmustern, Wirrfurchen, Schwungbogen und Wellenbändern, keilförmigen Einstichen, Warzen, Knötchen, schrägen Randkerben und Schulterleisten. Diese Formen und Verzierungen kommen aber vielfach auch noch im nächsten Abschnitt vor, ebenso wie auch verschiedene provinzialrömische Erzeugnisse, so vor allem die schönen, mit aufgedrückten Mustern versehenen Gefäßformen aus Terra sigillata.

Im dritten, etwa bis zum Friedensschluß des Commodus (180) anzusetzenden Zeitabschnitt erscheinen scharf profilierte Gefäßformen, Amphoren mit zwei Stabhenkeln, Ringschüsseln und Gefäße mit waagrecht ausladendem, dickem Rand (sog. Krausen). Die Verzierungen setzen sich aus Stempelmustern, Dellen, Bändern entgegengesetzt schraffierter Dreiecke, aus punktierten Dreiecken usw. zusammen. Zwei große Öfen zur Herstellung solcher Gefäße wurden z. B. in der Siedlung bei Jirzikowitz nächst Brünn gefunden. Von Metallsachen wären u. a. Fibeln mit breitem Bügel (H. Preidels sog. Sprossenfibeln) zu erwähnen (Abb. 6), die auf nördliche Einflüsse hinweisen. Damals erreichten — den Funden nach — die Handelsbeziehungen des nunmehr selbständig gewordenen und auch von den Römern offiziell anerkannten Quadenstaates ihren Höhepunkt. In jener Zeit finden wir die Quaden bis zum Granfluß verbreitet und auch nach Niederösterreich weit vorgedrungen.

Diesem und dem vorigen Abschnitte, die beide der älteren römischen Kaiserzeit angehören, sind die meisten germanischen Bodenfunde Mährens zuzurechnen (vgl. das Übersichtskärtchen Abb. 2). Die Wohnbauten waren damals — so u. a. der neu entdeckte bei Skalitz nächst Boskowitz —, von rundlichem oder länglichem Grundriß und von Pfosten getragen. Der von F. Kalousek bei Witzemilietz (Abb. 3 u. 4) erforschte war merkwürdigerweise genau sechseckig, hatte einen tennenartig festgetretenen Boden und sowohl in jeder Ecke als auch in der Mitte einen 25 cm starken, 50 cm tief in den Boden eingesenkten Pfosten. Die Dörfer scheinen durchweg nur auf sanften Abhängen, in der Nähe fließenden Wassers, gestanden zu haben. Befestigte, durch

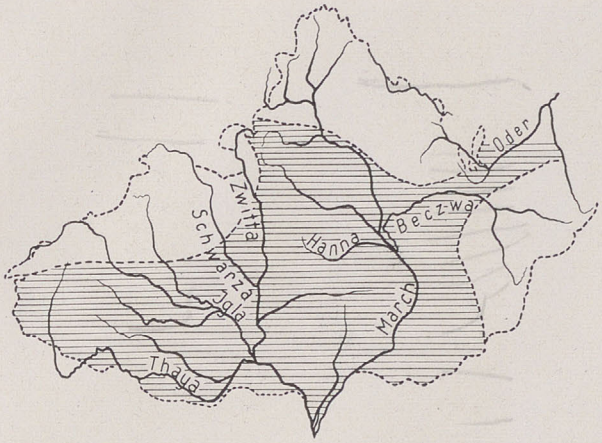


ABB. 2. DAS GERMANISCHE GEBIET MÄHRENS

Wall und Graben geschützte Höhen fanden sich aus dieser Zeit bisher nicht vor. Daß die Quaden aber nicht bloß sehr tüchtige Ackerbauer und Viehzüchter, sondern auch vortreffliche Kriegsleute waren, zeigte sich insbesondere in den Markomannenkriegen, die die Römer viele Jahre hindurch in Angst und Furcht versetzten, fast alle ihre Legionen in Atem hielten und sie zwangen, in diese auch, wie in den allerschwersten Kriegszeiten, Sklaven, Gladiatoren und illyrische Räuber aufzunehmen.

Besonders ergebnisreich für die Erforschung der quadischen Kultur in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung waren die Brandgräber von Gr.-Hostiehradek (Bez. Kloboук), ferner die von M. Chleborad in jahrzehntelanger Arbeit

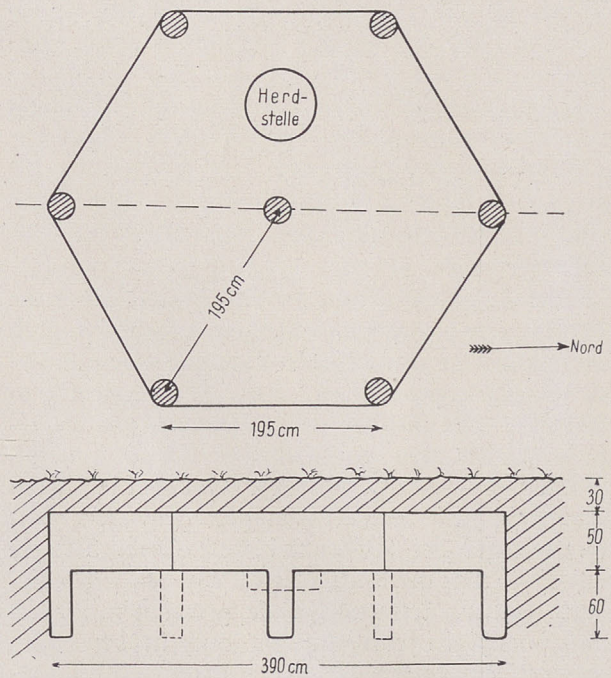


ABB. 3. QUADISCH-GERMANISCHE WOHNSTÄTTE von Witzemielitz bei Butschowitz (nach F. Kalousek) Grundriß und Querschnitt

erforschte Siedlung von Witzemielitz (Abb. 8) und die von Neudek (Bez. Nikolsburg), deren Funde in verschiedene Sammlungen gelangten. Die Tierzeichnung auf einem Scherben von Przikas erbringt nach Beninger den Beweis, „daß für den Bilderkreis der völkerwanderungszeitlichen Goldbrakteaten Vorbilder in der uralten einheimischen Überlieferung der Swebenstämme vorhanden waren".

Nach dem Friedensschluß des Commodus muß, wie sich aus den Bodenfunden ergibt, eine starke Lockerung des kulturellen Zusammenhangs zwischen den Markomannen und Quaden eingetreten sein. Dafür vertieften sich die Beziehungen Südmährens zur Slowakei und zum nördlichen Teil von Niederösterreich ganz bedeutend. Bis

ABB. 4. AUSGRABUNG der germanischen Wohnstätte bei Witzemielitz

zum Regierungsantritt Diocletians (284) etwa können wir an den Altsachen, insbesondere an der Keramik, ein starkes Selbständigwerden des quadischen Gewerbes usw. beobachten, das sich gelegentlich bis zum Barocken auswirkt. Das provinzialrömische Gewerbe hat demgegenüber damals einen ziemlichen Tiefstand erreicht und dem Handel nichts Begehrenswertes geboten. Von Terra sigillata-Gefäßen z. B. findet sich in diesem Zeitabschnitt in Mähren nichts mehr vor. Bezeichnend sind für ihn u. a. bauchige topfartige Formen (Swebentöpfe) und solche mit gefälligen Stabhenkeln, Viereckgefäße und Umbruchschüsseln, im Ornament dreieckige Spachteleindrücke, Hängedreiecke mit solchen Eindrücken, Gürtel von Schrägschnitten, Zäpfchenmuster u. dgl.

In dem nächsten bis zum Regierungsantritt Valentinians I. (364) reichenden Abschnitt zeigen sich aber bereits die ersten Einflüsse der germanischen Schwarzmeerkultur auf die Donaugebiete, Einflüsse, die ein Aufblühen der Donaukultur bewirkten. Das hatte zur Folge, daß die Quaden wieder eine wichtige Rolle im Handels-

verkehr zwischen dem Süden und dem Norden zu spielen begannen. Die südmährische Töpferei geriet damit allerdings in eine starke Abhängigkeit von der niederösterreichischen und verlor vieles von ihrer Eigenart. Dagegen scheint Nordmähren damals von diesen Einflüssen fast völlig unberührt geblieben zu sein und weist in dem auch schon dem vorigen Zeitabschnitt angehörenden Gräberfelde von Kosteletz (Bez. Proßnitz), dessen Erforschung wir A. Gottwald verdanken, eine Fülle eigenartiger Erzeugnisse auf.

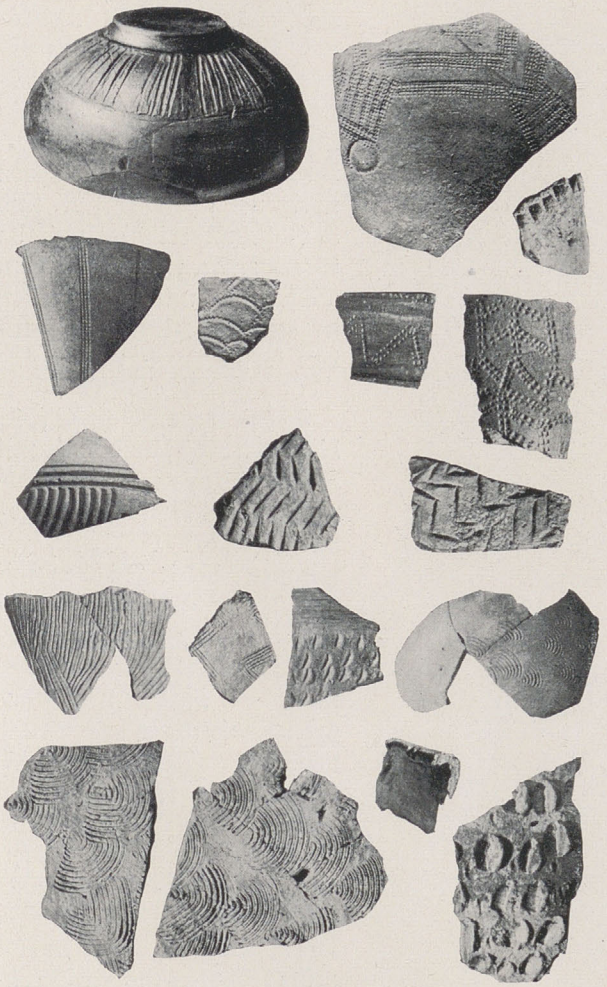


ABB. 5. VERZIERTE SCHERBEN aus der Quadensiedlung von Skalitz b. Boskowitz

Dieses größte germanische Gräberfeld der Tschechoslowakei ergab auf einer durchgrabenen Fläche von 3381 Geviertmetern 437 Gräber. Die meisten der Quadengräber gehörten dem 3. Jahrhundert an, eine große Zahl reichte jedoch bis etwa in die Mitte des 4. Jahrhunderts. Sie lieferten 807 Altsachen, darunter 105 Gefäße und 168 Fibeln. An Bronze- und Eisensachen fanden sich vor: Messer, Rasiermesser, Scheren, Pinzetten, Schlüssel, Schloßfedern, Schnallen, Schließen, Beschläge mit Nägeln und Nieten, Ohrlöffel,

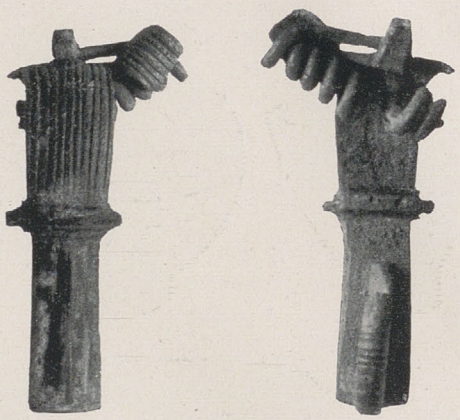


ABB. 6. GERMANISCHE FIBEL aus dem Brandgrab von Lindenburg

Ringe, Anhänger, Nadeln, Drahtarmbänder, Blechröhrchen, eine Feile, Pfeilspitzen, Bruchstücke eines Schildbuckels, Sporen usw., ferner ein Goldfingerring, ein großes Stück Weißguß, Bruchstücke von Glasgefäßen, 58 ein- bis mehrfarbige Glasperlen, Knochenkämme mit Bronze- oder Eisennieten, steinerne Anhänger, drei Schleifsteine und, was von besonderer Wichtigkeit ist, 68 schwärzliche Harzklümpchen. Beninger macht darauf aufmerksam, daß die Beigabe solcher Klümpchen in spätrömischer Zeit nur bei den Elbgermanen in Gebrauch war und daß daher die Kosteletz-Kultur ein echt elbgermanisches Gepräge besitzt. In Verbindung mit der eigenartigen Keramik drängt das zu der Annahme, daß schon um 180 herum vielleicht ein Teil der nordmährischen Quaden abgewandert und durch zugewanderte elbswebische Stämme ersetzt worden sei. Weil jedoch Nordmähren schon von jeher kulturell mehr mit Innergermanien übereinstimmte, Südmähren aber mit den Donaugebieten — noch gegenwärtig ist das in Sprache und Charakter deutlich erkennbar —, ist diese Annahme vielleicht ganz überflüssig. Außerdem führt Červinka aus, daß zwischen den Typen von Kosteletz und denen der südmährischen Funde jener Zeit kaum eine scharfe Grenze gezogen werden kann.

Dieser Zeit gehört auch eine von Archivar A. Röder aus den Marchablagerungen von Ol-

ABB. 7. VÖLKERWANDERUNGSZEITLICHE GEFÄSSE von Welatitz b. Brünn

ABB. 8. GEFÄSSE aus der quadischen Siedlung bei Witzemielitz

Seelowitz) hat Červinka einen der Zeit um 400 angehörigen keramischen Typ festgestellt, der anscheinend in ganz Mitteleuropa nicht seinesgleichen hat: aus feingeschlemmtem Ton hergestellte Krüge, Töpfe, Becher, Schüsseln usw. verschiedener geschmackvoller Formen mit Wellenverzierung. Hierher dürfte auch der bekannte Goldschmuck von Aßmeritz (Bez. Littau) noch gehören. Neben der Brandbestattung tritt nun allmählich auch die Körperbestattung auf, die in Mähren übrigens schon im 2. und 3. Jahrhundert hier und da Brauch war, wohl unter dem Einfluß der mit den Quaden in guter Beziehung stehenden sarmatischen Jazygen.

Der siebente Abschnitt (395 bis gegen 500) fällt bereits mit dem Höhepunkt der germanischen Völkerwanderung (Abb. 7, 9, 11, 12) zusammen, die in Mähren mit dem Zuströmen sehr verschiedener Völker in Verbindung gebracht werden muß: Von Südosten aus drangen damals unter dem Drucke der Hunnen Westgoten und Alanen in die mährischen Gebiete ein — letztere durch den Reflexbogen mit Knochenbelag und die dreiflüglige Pfeilspitze bezeugt —, von Nordosten aus Wandalen und Ostgoten und von Nordwesten aus elbgermanische Stämme. Um 406 schließt sich, wie es heißt, ein Teil der swebischen Quaden dem Westzug der Wandalen und Alanen an. Von 406 bis 450 finden wir in Südmähren westgotische Gräber vor und nach Attilas Tode gehört Südmähren wohl dem Gebiet der Rugier, Nordmähren vielleicht dem der Ostgoten an. In diesem Zeitabschnitt wird auch in Mähren, ebenso wie in ganz Mitteleuropa, der Gotenstil herrschend. Er fußt vornehmlich auf dem germanischen Kerbschnitt und Tierornament, andererseits aber auch auf der skythisch-hellenistischen Goldschmiedekunst und dem spätkeltischen Kunstgewerbe. Kennzeichnend sind für

mütz-Schnobolin gehobene, bisher noch nicht veröffentlichte bronzene Scheibenfibel an von 3 cm Durchmesser mit einem Hakenkreuz im randgekerbten Rade, mit Ambrustkonstruktion, oberer Sehnenführung und quergestelltem Nadelhalter, für Mähren der erste derartige Fund (Abb. 10).

Im sechsten Abschnitt, bis zum Tode des Theodosius (395), wird das quadische Kunstgewerbe besonders auch schon von der pontisch-germanischen Kultur stark beeinflußt. Zu dem swebischen Topf gesellen sich schön verzierte Krüge mit Knubben am Hals, Kammmusterung usw. sowie Drehscheibentöpfe mit Randwulst und Schabmusterung. In Gr.-Niemtschitz (Bez. Gr.-

ihn Arbeiten mit Gold- und Silberüberzügen und die Verzierung der Flächen mit Granulier- und Filigranmustern sowie mit Edelsteineinlagen. Von hierher gehörigen Schmucksachen, Beschlägen usw. wurden in Mähren auch sehr viele aus Edelmetall vorgefunden, da zu Glas- und Bernsteinperlen; an Fibeln u. a. Zangen-, Knopf-, Platten-, Vogel- und Zikadenfibeln, von denen die letztgenannten wohl östlichen Ursprungs sind.

Die Keramik dieser Zeit ist noch wenig erforscht. Vertreten sind u. a. ostgotische Henkelkrüglein und kuglige Töpfe mit Wulstrand. Der Brauch der Leichenverbrennung weicht nun völlig dem der Körperbestattung in gestreckter Lage, zumeist auch mit Ockereinbettung. Der in Mähren bisher größte Friedhof dieses Zeitabschnitts wurde von Červinka bei Neu Schallersdorf (Bez. Znaim) erforscht. Von besonderer Wichtigkeit ist dort und an anderen Fundorten das gelegentliche Vorkommen deformierter d. h. in der Stirn eingedrückter und nach hinten verlängerter Schädel. Červinka hat bis vor kurzem vermutet, daß die Goten diesen merkwürdigen Brauch von Osten aus mitgebracht und ihre Frauen damit eigens verunstaltet hätten, um sie vor der Gefahr zu bewahren, von Feindeshand in Sklaverei verschleppt zu werden. Da aber die Schädelverdrückung ein weithin, und zwar hauptsächlich bei kurzköpfigen Rassen, verbreiteter Brauch ist, der auch bei Männern durchgeführt wurde und als eine Auszeichnung, als ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Hoch- und Niedriggestellten, als ein Kennzeichen vornehmen Wesens galt, so muß für das Vorkommen solcher deformierter Schädel in den germanischen Gräbern ein anderer Grund gesucht werden. Bezeichnend ist es, daß alle solchen Schädel mehr oder weniger kurz sind, daß wenigstens einer davon auch einem Manne angehört und daß sich unter den Beigaben dieses Mannes eine dreikantige Pfeilspitze und ein Feuerschlageisen von ausgesprochen sarmatischem Typ vorgefunden haben. Offenbar bestanden die Scharen der Völkerwanderungszeit aus einem ziemlich bunten Völkergemisch und die Frauen mit langgedrücktem Schädel dürften sämtlich dem Osten entstammt und nur durch Einheirat oder dgl. in unsere Gebiete gelangt sein.

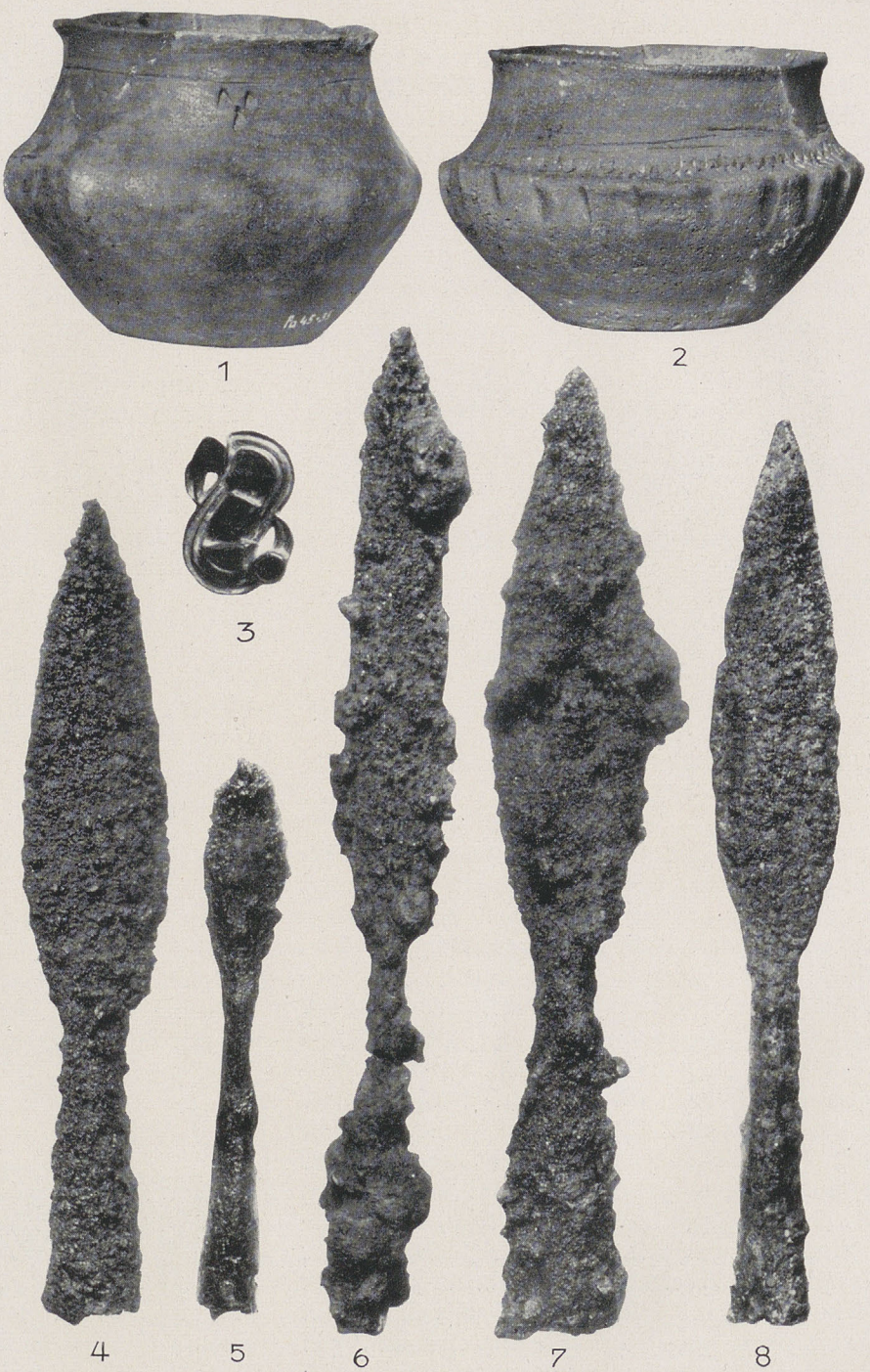


ABB. 9. FUNDE aus langobardischen Gräbern bei Scharatitz nächst Austerlitz

Im letzten, bis 568 reichenden Zeitabschnitt haben wir in Mähren mit der Herrschaft der Langobarden zu rechnen, die wahrscheinlich schon bald nach dem Untergang der Rugier (488) deren Gebiet in Besitz genommen haben. Der Fundnachweis ihrer Anwesenheit stößt aber noch auf einige Schwierigkeiten, wenngleich das langobardische Fundmaterial im Vergleich zu dem vorherigen ein ganz besonders ausgesprochen germanisches Gepräge besitzt und sich von den römisch-gotischen Funden ziemlich scharf unterscheidet. In der Keramik ist nach Beninger, dem gutes Vergleichsmaterial aus Niederösterreich zu Gebote stand, das Vorkommen rauhtoniger Swebentöpfe mit Keilstichen, Strichgruppen, Winkelbändern, Rillen, Dellen und Buckeln verzierter Schalen

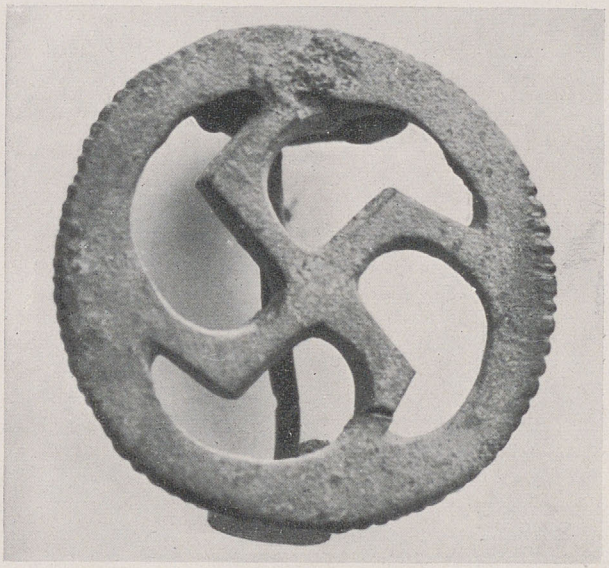


ABB. 10. QUADISCHE HAKENKREUZFIBEL von Olmütz-Schnobolin

und von Schüsseln mit senkrecht kannelierter oder mit punktierten Dreieckflächen verzierter Schulter kennzeichnend. Verwechslungen mit älteren Typen sind aber nicht ganz ausgeschlossen. Von Fibeln gehört hierher eine silberne, vergoldete S-Fibel von Scharatitz und eine Bügelfibel mit zwei Dreieckplatten von Studenetz (Abb. 9). Bei Panditz (Bez. Znaim) wurde unlängst von Oberlehrer K. Breiner aus einem Skelettgrab außer zwei Gefäßen, einer Speerspitze und einer Pinzette auch ein mit fünf großen Nieten versehener Schildbuckel geborgen, der dem bei E. Beninger, Die Germanenzeit in Niederösterreich, S. 109, abgebildeten sehr ähnelt, nur etwas stärker gewölbt ist. Hierher gehört allem Anschein nach auch ein Skelettgrab aus der Kesselschmiedgasse in Brünn, das die Leiche eines Schmiedes nicht nur mit dessen Waffen, sondern auch mit dem ganzen Handwerkszeug barg — darunter befand sich auch eine vor-

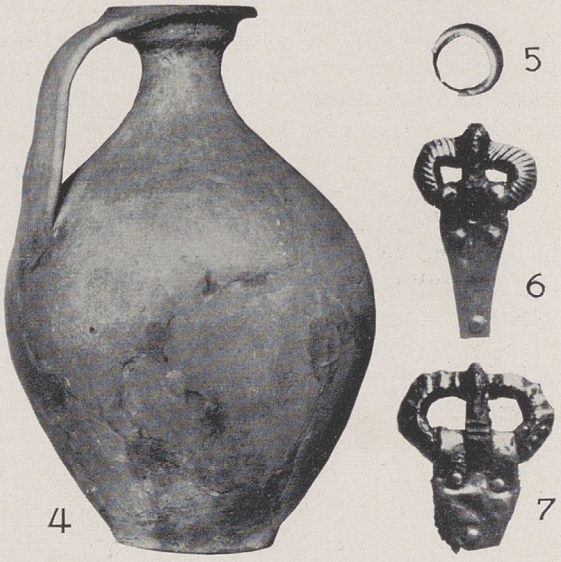


ABB. 11. GRABBEIGABEN aus der völkerwanderungszeitlichem Bestattung von Doslawitz bei Ung. Brod

zügliche bronzene Schalenwaage —, welches dem des langobardischen Goldschmiedes von Poysdorf durchaus entspricht, aber viel reichhaltiger ausgestattet ist.

Im Bestattungsbrauch soll nach Beninger die Leichenzerteilung und die Beigabe von Tieren (u. a. von Eichhörnchen und Hühnern) und von Hühnereiern für die Langobarden kennzeichnend

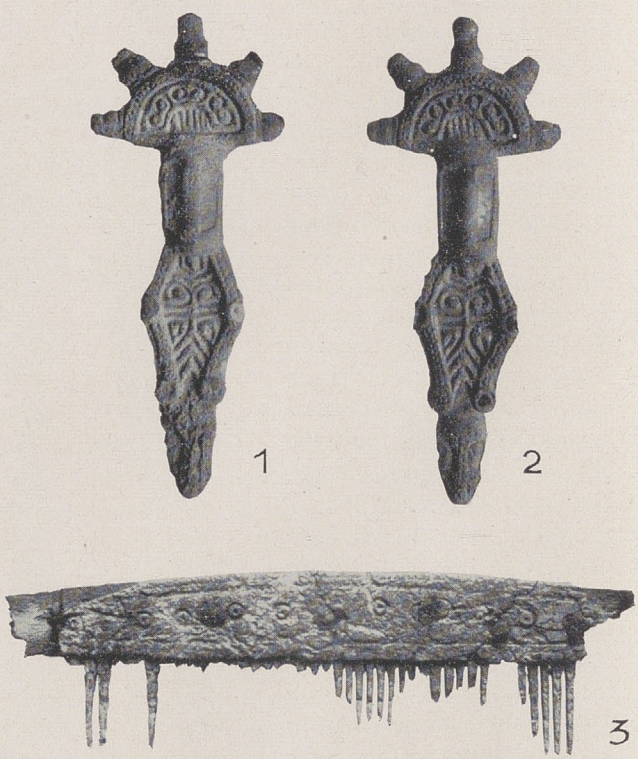


ABB. 12. FIBELN u. KAMM aus dem völkerwanderungszeitlichem Grab von Schlapanitz bei Brünn

sein. Hier muß aber damit gerechnet werden, daß natürliche Verschiebungen der Knochen im Grabe gelegentlich eine solche Zerteilung vortäuschen können. Ob daher z. B. das 1937 bei Austerlitz angetroffene, von Prochazka untersuchte Skelettgrab — mit Schwertbruchstück, Schnalle, Beinkamm usw. —, in welchem sich der Unterkiefer des Bestatteten hinter dessen Haupt befand, hierher gehört, bleibt sehr fraglich.

Zu erwähnen ist für die Spätzeit auch der Einfluß der Awaren. Darauf deuten jedenfalls die späteren zahlreichen Waffenfunde in den Gräbern und die minderwertige, der awarischen ähnliche Keramik hin. Als dann ein Großteil des Langobardenvolkes um 568 nach Italien abzog, überließen die Langobarden die Herrschaft über die von ihnen zuletzt innegehabten gepidischen, pannonischen und sudetischen Gebiete ihren awarischen Bundesgenossen und den mit diesen in engem Zusammenhang stehenden slawischen Völkern, die dann erst auch Mähren, und zwar vor allem Südmähren, in Besitz nahmen.

Theodor Steche

Das Kartenbild Germaniens zur Zeit des Claudius Ptolemäus

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte in der Stadt Alexandria in Ägypten der Mathematiker und Naturforscher Claudius Ptolemäus. Mit dem Königsgeschlecht der Ptolemäer, dessen letzte und berühmteste Angehörige Kleopatra im Jahre 30 v. d. Ztr. vom Römerkaiser Augustus entthront wurde, hat er nichts zu tun; als er lebte, wurde der Name Ptolemäus seit langem in Ägypten von den verschiedensten Leuten als Beiname geführt. Der Hauptname Claudius zeigt, daß der Gelehrte aus Alexandria ein Untertan der römischen Kaiser war.

Fünf große Werke über Mathematik, Himmelskunde und Erdkunde hat er geschrieben; sein letztes und größtes Werk heißt auf griechisch *Γεωγραφικὴ ὑφήγησις*; das bedeutet „Anweisung zum Zeichnen der Erde". Claudius Ptolemäus wußte, daß damals Bücher nur durch Abschreiben vervielfältigt werden konnten, und sagte sich, daß eine Erdkarte bei wiederholtem Abschreiben zahlreiche Fehler bekommen würde; deshalb schrieb er, und zwar in der Zeit um 150, in einem sehr umfangreichen Text genau, wie eine Karte der Erde oder ihrer Teile angelegt und an welche Stelle jeder Punkt und Name gesetzt werden solle. Nach diesem Text kann man noch heute die „Ptolemäuskarten" zeichnen; nur auf den Text kommt es an, nicht auf die den mittelalterlichen Handschriften beigegebenen Karten.

Ein Abschnitt dieses Textes führt eingehend aus, wie man eine Karte des Landes Germanien zeichnen müsse. Als Naturforscher hat Claudius Ptolemäus sich um staatliche oder völkische Grenzen nicht gekümmert, sondern die Länder durch Flüsse, Gebirge oder möglichst einfache gedachte Linien abgegrenzt. Bei ihm wird Germanien begrenzt: im Norden durch die Nord- und Ostsee, im Westen durch den Rhein, im Süden durch die Donau und im Osten durch die Weichsel sowie eine gedachte Linie von der Weichselquelle bis zum Donauknie nördlich von Budapest. Zum Lande Germanien gehören auch die „Insel" Skandinavien und einige kleinere Inselgruppen. Die westlich vom Rhein liegenden römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien werden zwar so genannt, aber als Teil des Landes „Belgica" betrachtet; die östlich der Weichsel wohnenden Germanenstämme der Goten, Peukiner und Bastarner werden ohne Kennzeichnung ihres Volkstums unter den Stämmen des Landes „Sarmatien" aufgeführt.

In das Land Germanien sollen 10 Gebirge, 69 Völkernamen und 95 Wohnorte eingezeichnet werden. Dagegen zählt Cornelius Tacitus in seiner Germania in diesem Raum nur 40 Völkerschaften auf; an Gebirgen und Wohnorten kennen wir aus sämtlichen Schriftquellen zusammen nur einen Bruchteil der von Claudius Ptolemäus überlieferten Zahl. Jeder sieht ein, daß infolge dieser Reichhaltigkeit sein Erdkartenbuch eine der wichtigsten Schriftquellen für Deutschlands Vorzeit ist; erhöht wird dies dadurch, daß aus dem zweiten Jahrhundert keine andere ausführliche Quelle über Germanien erhalten ist. Die von Claudius Ptolemäus viel genauer als von Tacitus angegebene örtliche Lage der Volksstämme ist für jeden Vorgeschichtsforscher äußerst wichtig; denn die Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der Bodenfunde zeigen zwar, ob irgendwo in einer bestimmten Zeit ein Volksstamm oder mehrere gelebt haben, aber kein Bodenfund trägt einen Völkernamen und sagt uns: „Wie hat das Volk dieser Gegend geheißen?" Die Namen der Völker liefern uns nur die Schriftquellen.

Dabei hätte die Anleitung zum Erdkartenzeichnen des Claudius Ptolemäus viel helfen können. Aber leider ging das bisher nicht. Denn seine Karte Germaniens ist nicht richtig. Auf den ersten Blick erkennt man das, wenn man sie nach den Textangaben zeichnet oder abgebildet sieht. Die Halbinsel Jütland ist nicht nach Norden gerichtet, sondern nach Nordost umgeknickt; der Rhein fließt von Mainz ab nicht nach Nordwest, sondern beinah nach Nord; die Donauquelle soll südlicher als das Rheinknie bei Basel liegen; zwischen der Donau und der Ostsee erstrecken sich drei Gebirgsketten statt der nur vorhandenen zwei. Die Abstände der Emsquelle von der Nordsee, der Werraquelle vom Rhein, der Elbquelle von der Elbmündung und der Weichselquelle von der Donau sind ganz unmöglich. Infolgedessen konnte man bisher auch die Gebirge nicht festlegen. Auf diese bezieht Claudius Ptolemäus aber die meisten Völkerwohnsitze! Was nützt jedoch eine an sich so klare und bestimmte Angabe, daß die Cherusker nördlich, die Chatten südlich vom Gebirge „Melibokon" gewohnt haben, wenn einerseits der höchste Berg des Odenwalds früher Melibocus genannt, andrerseits von tüchtigen Forschern der Harz für dieses Gebirge gehalten worden ist?

So kam es, daß fast in jedem Buch die Angaben des Claudius Ptolemäus anders gedeutet wurden und daß schließlich die vorsichtigeren Forscher sie für unbrauchbar erklärten. Während der letzten 50 Jahre machte sich jeder, der die Lage eines Germanenvolkes nach Ptolemäus bestimmte, eigentlich in der Wissenschaft unmöglich. Die reichhaltigste Schriftquelle für Deutschlands Vorzeit blieb unbenutzt! Das war wenig erfreulich.

Da sagte sich der jetzt verstorbene Altertumswissenschaftler Otto Cuntz: „Die Angaben des Claudius Ptolemäus kann man nur benutzen, wenn man weiß, wie dieser gearbeitet hat und zu den Fehlern gekommen ist, und dann den Fehlerbetrag abziehen kann." Klugerweise hat Cuntz dies an den Ländern erforscht, deren Ortsnamen in sonstigen alten Schriftquellen enthalten und zum großen Teil heute noch wenig geändert bestehen, nämlich im heutigen Frankreich, Italien, Österreich, Westungarn und Südslawien. 1923 hat Cuntz sein Werk „Die Geographie des Ptolemäus, Handschriften, Text und Untersuchung" veröffentlicht; erst seitdem kann man mit dem alten Schriftwerk etwas anfangen. Sieben Jahre später hat der tschechische Gelehrte Emanuel Šimek die Handschriftenüberlieferung für den Abschnitt Germanien noch genauer geprüft, aber wenig neue Deutungen gebracht; wieder sieben Jahre danach habe ich in meinem Buch „Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus" (Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig 1937) die Erkenntnisse von Otto Cuntz auf das rechtsrheinische Germanien angewendet. Was ist dabei herausgekommen?

Daß die Erde eine Kugel ist, wußten die Griechen; erst in christlicher Zeit hat die von dem naturwissenschaftlich unbegabten Altjudenvolk stammende irrige Vorstellung, die Erde sei eine Scheibe, die alte gute Kenntnis verdrängt. Die Griechen teilten, was sich bis heute erhalten hat, die Erdkugel in 90 Breitengrade vom Äquator zum Pol und in 360 Längengrade; die letztgenannten begannen bei der westlichsten der Kanarischen Inseln, welche später Ferro hieß. Der „Meridian von Ferro" wurde noch bis ins 19. Jahrhundert hinein benutzt.

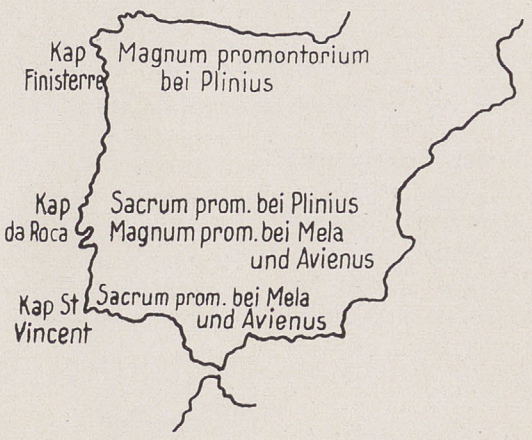
Wenn man die Grade des Landes Germanien in der Karte des Claudius Ptolemäus betrachtet, dann sieht man: das Land ist erheblich zu groß. Der Rhein bei Basel und die Donau bei der Raabmündung haben richtige Breite, dagegen liegen die Küsten der Nordsee und Ostsee rund zwei Grade zu weit nach Norden; der Ausgang der Zuidersee und die Weichselmündung sind in Wirklichkeit 14, dagegen bei Ptolemäus 17½ Längengrade voneinander entfernt. Woran liegt das? 331 v. d. Ztr. ist der Anfang einer Mondfinsternis in Arbela am Euphrat in der fünften, in Karthago in der zweiten Stunde beobachtet worden; daraus schloß Claudius Ptolemäus oder ein Vorgänger von ihm, daß beide Städte 45 Längengrade voneinander entfernt waren. Aber die Zeiten waren roh geschätzt; tatsächlich ist der Abstand nur 31½ Grad. Infolgedessen sind alle Längengrade des Claudius Ptolemäus zu schmal — dieser Irrtum hat bekanntlich die Fahrt des Kolumbus nach „Westindien" veranlaßt —; für das Land Germanien gilt: Ein Längengrad des Ptolemäus entspricht $^4/_5$ eines heutigen.

Die Breite eines Ortes berechneten die alten Griechen aus der Länge des Schattens, den ein Stab am Mittag des 21. März und 23. September wirft; das ergibt Werte, die nur ganz wenig fehlerhaft sind. Aber solche Breitenbestimmungen waren nur in wenigen Orten gemacht worden. Wo hat Claudius Ptolemäus die Gradzahlen der übrigen Orte her? Diese berechnete er aus den Entfernungen, welche auf den Römerstraßen oder außerhalb des Reiches von reisenden Händlern angegeben worden waren. Diese Arbeitsweise ist an sich richtig, birgt aber eine große Gefahr in sich: Ein Fehler, der sich in den Ausgangspunkt der Messung eingeschlichen hat, wirkt auf sämtliche von dort aus berechneten Gradzahlen fort.

Otto Cuntz hat in peinlich genauer wissenschaftlicher Kleinarbeit die Orte mit gleichen Fehlern zusammengestellt und daraus die Ausgangspunkte der Messung des Ptolemäus ermittelt. Für das

Land Germanien waren sie Gesoriacum (Boulogne bei Calais), Mainz, Aosta, Mailand, Aquileja und Aquincum (Budapest). Mainz, Aquileja und Aquincum haben richtige Breiten, Aosta und Mailand liegen 1½—2 Grad zu weit südlich, Gesoriacum über 2 Grad zu weit nördlich. Die falsche Lage Norditaliens hat die Donau oberhalb von Wien im Kartenbild nach Süden heruntergezogen, so daß die Donauquelle südlicher als Basel liegen soll; von Boulogne aus geht der Fehler, daß die Meeresküste rund 2 Grad zu weit nördlich liegt, bis zur Weichselmündung weiter.

Cuntz meinte, Claudius Ptolemäus habe Nachrichten vorgefunden, welche Germanien zu groß erscheinen ließen; Šimek glaubte, Böhmen und Mähren seien zweimal übereinander in die Karte eingezeichnet. Träfe das zu, dann wären die von Ptolemäus benutzten Angaben der römischen Reisenden über Germanien falsch gewesen, und sein Erdkundebuch wäre für die Wissenschaft wertlos. Deshalb war es entscheidend, herauszubekommen, welche Ursache die irrige Lage der Nordküste hat. Hinzu kommt, daß diese nicht nur um 2 Breitengrade nach Norden, sondern auch um rund 2½ ptolemäische, 2 heutige Längengrade nach Osten gegen die Donau verschoben ist.

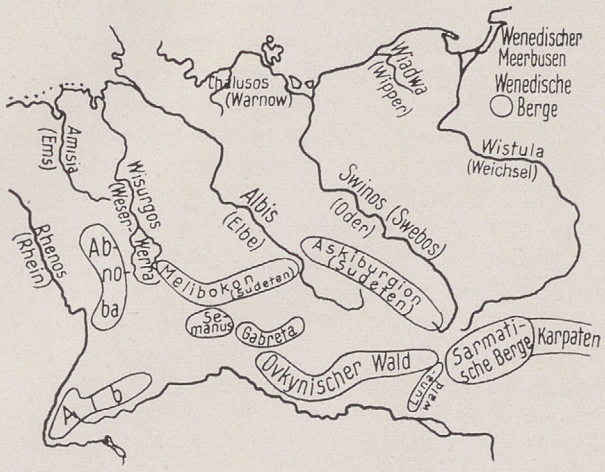


KARTE 1. Die Ursache für den Hauptfehler der Europakarte des Claudius Ptolemäus

Die Nachforschung ergab etwas sehr überraschendes: Der Fehler steckt im heutigen Portugal! Die Stadt Lissabon ist fast ebenso weit nach Norden und Osten verschoben wie die Weichselmündung; dagegen haben Portugals Südwestspitze und die Straße von Gibraltar richtige Lage. Mit einem Schlag tritt der Fehler auf; die Pyrenäenhalbinsel und Frankreich haben im Werk des Ptolemäus ganz unmögliche, viel zu schmale und zu hohe Formen! Die Ursache ist sprachlicher Art: Die Geographen Pomponius Mela und Avienus haben Portugals Südwestspitze, die heute Kap St. Vincent heißt, „Sacrum Promontorium" (Heiliges Vorgebirge) und das Kap da Roca in Portugals Mitte „Magnum Promontorium" (Großes Vorgebirge) genannt; dagegen hat Plinius in seiner Naturgeschichte das Kap da Roca mit dem Namen Sacrum Promontorium und Spaniens Nordwestspitze, Kap Finisterre, mit dem Namen Magnum Promontorium belegt. Claudius Ptolemäus folgte von Gibraltar bis Lissabon dem durch Plinius überlieferten Sprachgebrauch, von Lissabon ab dem bei Pomponius Mela und Avienus bezeugten; daher hat er die rund 2 Breitengrade lange Strecke zwischen St. Vincent und da Roca zweimal eingesetzt und das erstgenannte irrig für Europas westlichsten Teil gehalten. Der Fehler beruht also nicht auf falschen Nachrichten über Germanien!

Innerhalb Germaniens führt Claudius Ptolemäus vier sicher deutbare Punkte an: die Quellen der Ems, Werra, Elbe und Weichsel. Nach den Gradzahlen haben sie sämtlich von einer Grenze des Landes richtigen, von der gegenüberliegenden Grenze viel zu großen Abstand. Die Emsquelle paßt zum Rhein, aber gar nicht zur Emsmündung, die Werraquelle zur Nordsee, dagegen keineswegs zu Rhein und Donau, die Elbquelle zur Donau, aber nicht zur Elbmündung, die Weichselquelle zur Ostsee und ist von der Donau viel zu weit entfernt. Eine andere „zur Elbe führende Quelle" hat dagegen von der Nord- und Ostsee sowie den Quellen der Werra und Weichsel fast richtige Abstände, ist dagegen von der Donau viel zu weit entfernt; das ist die Elbquelle, von Norden her gemessen, während die andere vom Süden aus berechnet war.

Claudius Ptolemäus hat also die vier Flußquellen von einer Seite aus richtig berechnet und dabei nicht erkannt, daß es von der anderen Seite aus nicht stimmte. Daher trennt eine Linie, die von der Zuidersee bis zu den Karpaten verläuft, sein Germanien in einen südlichen Teil mit annähernd richtigen Gradzahlen und einen nördlichen Teil mit zu großen Breiten- und Längenzahlen. Diese Erkenntnis gestattet, die Gebirge auf die Flußquellen zu beziehen. Das Melibokon ist weder der Odenwald noch der Harz, sondern, weil es fast dieselbe Breite wie die Werraquelle hat, der Thüringer Wald und das Erzgebirge; das von der Weichselquelle nach Nordwesten verlaufende Askiburgion, in dessen Mitte die „zur Elbe führende" Quelle entspringt, sind die Berge an Schlesiens Südgrenze, von Norden aus berechnet. Die Sudeten an der Elbquelle sind dieselben Berge, aber von der Donau aus gemessen, und das Erzgebirge; Sudeten war der von den Germanen Böhmens übernommene keltische Gebirgsname, Askiburgion und Melibokon waren die an der Nordseite gebrauchten echt germanischen Namen. Die Lage der übrigen Gebirge zeigt, kürzer als Worte, die Karte.



KARTE 2. Germaniens Flüsse und Gebirge bei Claudius Ptolemäus

Mit der Aufdeckung des Fehlers im heutigen Portugal, der die Nord- und Ostverschiebung der Nordküste verursachte, und der eindeutigen sicheren Festlegung der Flußquellen und der Gebirge war das wissenschaftliche Rätsel gelöst; das übrige war weiterführende Kleinarbeit. Von den Gebirgen aus ergeben sich die Wohnsitze der Völker von selbst. Besser als Worte ist auch hier die Karte; die Völkerliste selbst ist in möglichst getreuer Übersetzung in dem Buch „Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus" (S. 57 und 58) wiedergegeben:

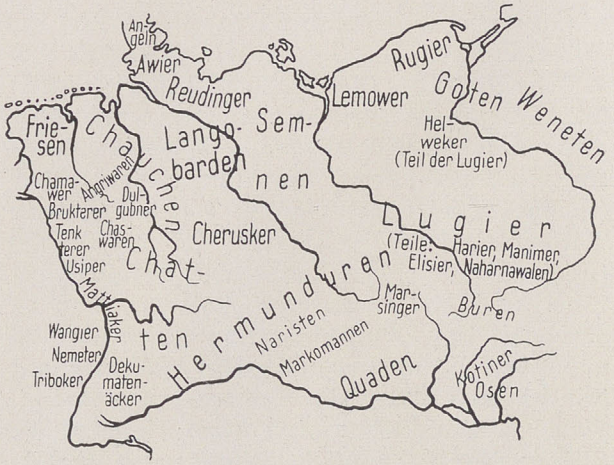
Zum Vergleich diene die Karte, welche sich aus den Angaben des Tacitus ergibt, die dieser im Jahre 98, also rund 50 Jahre vor Claudius Ptolemäus, in seiner Germania gemacht hat:

Die Völkerliste des Tacitus ist nicht vollständig; als Geschichtsschreiber hat er nur die ihm als wichtigste erscheinenden Volksstämme angeführt und an einer Stelle selbst von einigen „nicht erwähnenswerten Kleinstämmen" gesprochen. Die von Ptolemäus, aber nicht von Tacitus genannten Burgunder, Silinger, Tubanten, Toutonen und Kubier (von Ptolemäus infolge von Schreibfehlern Touronen und Kurier genannt) sind auch durch andere Schriftquellen bezeugt. Davon abgesehen erkennt man sogleich, daß die Liste des Claudius Ptolemäus mehr Völkernamen enthält als die des Tacitus.

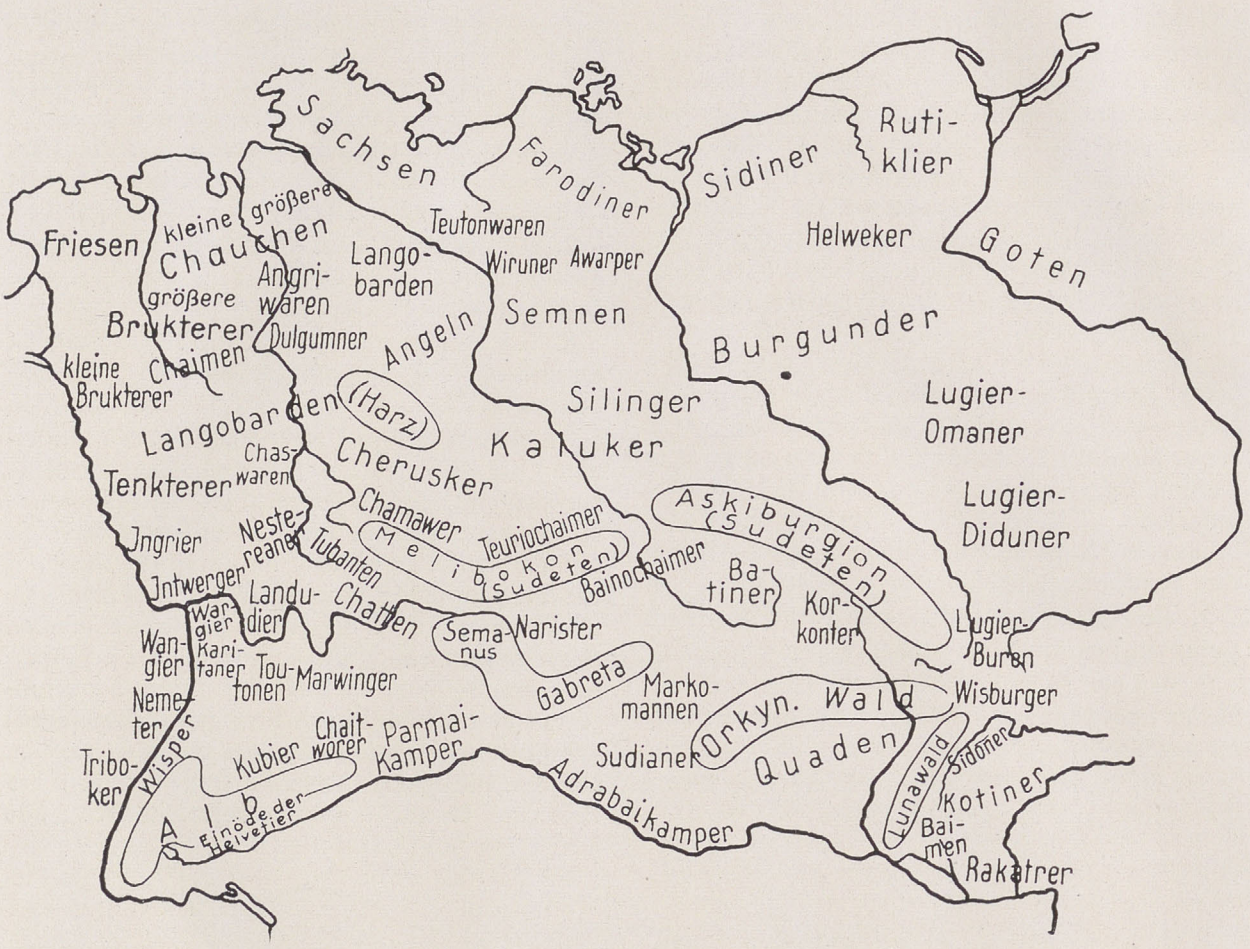
Offenbar sind einige Germanenstämme zwischen 98 und 150 als Einheiten verschwunden und haben sich in ihre selbständig gewordenen Teile aufgelöst. Die Hermunduren hat Tacitus gegenüber der römischen Provinz Rätien mit der Stadt Augsburg und an der Elbquelle bezeugt (keine einzige Schriftquelle hat sie aber nach Thüringen gesetzt!); Ptolemäus nennt an ihrer Stelle die Marwinger und Chaitworer im Westen, die Bainochaimer und Batiner im Osten. Statt der Usiper und Mattiaker sowie des früheren rechtsrheinischen Teils der Nemeter zählt Ptolemäus die Gaue der Ingrier, Intwerger, Wargier, Karitaner und Wisper auf; die Marsinger sind in die Korkonter und Wisburger, die Osen in die Baimen und Rakatrer zerfallen. Von einigen Großvölkern sind äußere Gaue abgesplittert, dagegen der Kern noch unter dem alten Namen erhalten: von den Semnen (undeutsch Semnonen genannt) haben sich im Norden die Farodiner, Teutonwaren, Wiruner und Awarper, im Süden die Kaluker, von den Chatten im Westen die Nestereaner und die Landudier abgetrennt. Die Chauchen (unrichtig Chauken genannt) hatten schon zur Zeit des Tacitus den Cheruskern den Westteil ihres Landes weggenommen, so daß diese nur noch den Südosten ihres ehemaligen Gebietes besaßen. Nur die ostgermanischen Lugier waren von diesem Zerfall kaum ergriffen, denn der Absplitterung der Helweker im äußersten Norden stand der Anschluß der Buren im Süden entgegen. Das Umgekehrte, der Zusammenschluß von Kleinvölkern zu größeren Einheiten, welcher die Geschichte der Germanen vom 3. bis zum 6. Jahrhundert beherrschte, hatte an einer Stelle schon begonnen: die Reudinger und Awier hatten sich zu dem später so mächtigen Volk der Sachsen vereinigt.

Wanderungen fanden zwischen 100 und 150 nur in zwei Fällen statt: ein Teil der Langobarden zog nach Südwesten in die Umgebung der heutigen Städte Moringen und Paderborn, ein Teil der Angeln aus dem heutigen Schleswig in das Land zwischen Harz und Elbe; diese brachten aus ihrer Heimat die zahlreichen Ortsnamen mit, die heute mit dem Wortteile -leben enden. Fast alle Volksstämme blieben dagegen in ihren Wohnsitzen; ein dauerndes Durcheinanderwandern von nomadischen oder halbnomadischen Völkern wie man früher dachte, hat es nicht gegeben.

Die Weneden, ein nichtgermanisches Volk, hat Ptolemäus östlich von der unteren Weichsel an-



KARTE 4. Die Wohnsitze der Germanenstämme nach Tacitus



KARTE 3. Die Wohnsitze der Germanenstämme nach Claudius Ptolemäus

gesetzt; das Frische Haff hat er den „Wenedischen Meerbusen", die Masurischen Höhen „Wenedische Berge" genannt. 400 Jahre später hat der Ostgote Jordanes behauptet, die „Wenethen" seien das Stammvolk der Slawen; „Wenden" ist noch heute ihr Name in den nord- und mitteldeutschen Mundarten. Slawen haben zur Zeit des Claudius Ptolemäus sicherlich nicht in Ostpreußen gewohnt; viele Forscher haben die Lage der Weneden in seinem Werk für einen schweren Irrtum gehalten. Aber woher hat er den Namen Wenedischer Meerbusen und den richtigen Abstand der Wenedischen Berge von der Weichselmündung? Viel wahrscheinlicher ist es, daß Jordanes mit der Behauptung, die Weneden seien das Urvolk der Slawen gewesen, Unrecht hat — woher sollte er das wissen? — und daß die Weneden erst in der Völkerwanderungszeit wie viele andere Völkerschaften die Sprache der Slawen übernommen haben und in diesen aufgegangen sind. Den Volksnamen Weneden haben die Deutschen trotz des Sprachwechsels ebenso beibehalten und auf sämtliche Slawen übertragen, wie sie den Namen Walchen, die germanische Form des Keltennamens Volken, zur Bezeichnung der romanisch sprechenden Völker gemacht haben.

Was zu den übrigen von Ptolemäus genannten Völkerschaften zu sagen ist, würde hier zu weit führen und muß in dem Buch „Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus" nachgelesen werden.

Wenn man die 95 Ortschaften Germaniens mit den von Claudius Ptolemäus angegebenen Gradzahlen in eine Karte zeichnet, erkennt man, daß sie sich in mehrere deutliche Nordsüdreihen, dagegen in keine erkennbare Ostwestreihe anordnen. Die östlichste dieser Reihen ist die klarste; schon vor langem hat man erkannt, daß Claudius Ptolemäus die Reisebeschreibung, das sog. Itinerar, eines römischen Händlers benutzt hat, der von der Römerstadt Brigetio gegenüber der Waagmündung nach dem Hafenort Rugion in Ostpommern, vermutlich dem heutigen Rügenwalde, gereist ist. Durch den Vergleich der Gradzahlen mit denen der Meeresküste, des Rheins und der Donau kann man die an diesen gelegenen Orte ziemlich sicher deuten; im inneren Germanien geht dies aber nur selten. Denn Ptolemäus hat die Gradzahlen der

Orte berechnet, nachdem er mit dem Abschnitt über die Grenzen, Flüsse und Gebirge fertig war; nun merkte er plötzlich, daß die in den Itineraren angegebenen Gesamtentfernungen zwischen der Donau und dem Meer stets erheblich zu klein waren. Da hat er nachträglich auszugleichen versucht; das merkt man daraus, daß manche Orte in dem gar nicht vorhandenen Zwischenraum zwischen den Sudeten und dem Askiburgion, den Westkarpaten und der Weichselquelle liegen sollen. Bei dem Ausgleich ist Ptolemäus jedesmal anders vorgegangen: teils hat er den Fehler hauptsächlich durch Vergrößerung eines einzigen Zwischenraums zwischen zwei Orten überwunden, teils hat er sämtliche Abstände auseinander gezerrt, teils krumme Linien gerade gemacht, einmal sogar Orte umgestellt. Mit erheblicher Sicherheit kann man behaupten, daß Claudius Ptolemäus acht Itinerare römischer Händler wiedergegeben hat:

1. Von Vetera (Xanten) am Rhein nach dem Hafen Lirimeris an der Lübecker Bucht;

2. von den „Flavischen Altären" (Rottweil) am Neckar nach dem Hafenort Tekelia (Tegeler Platt) an der Wesermündung;

3. von Augsburg durch die Täler der Werra und Leine nach der Elbmündung;

4. von Regensburg durch das Nabtal nach dem Hafen Marionis an der Wismarer Bucht;

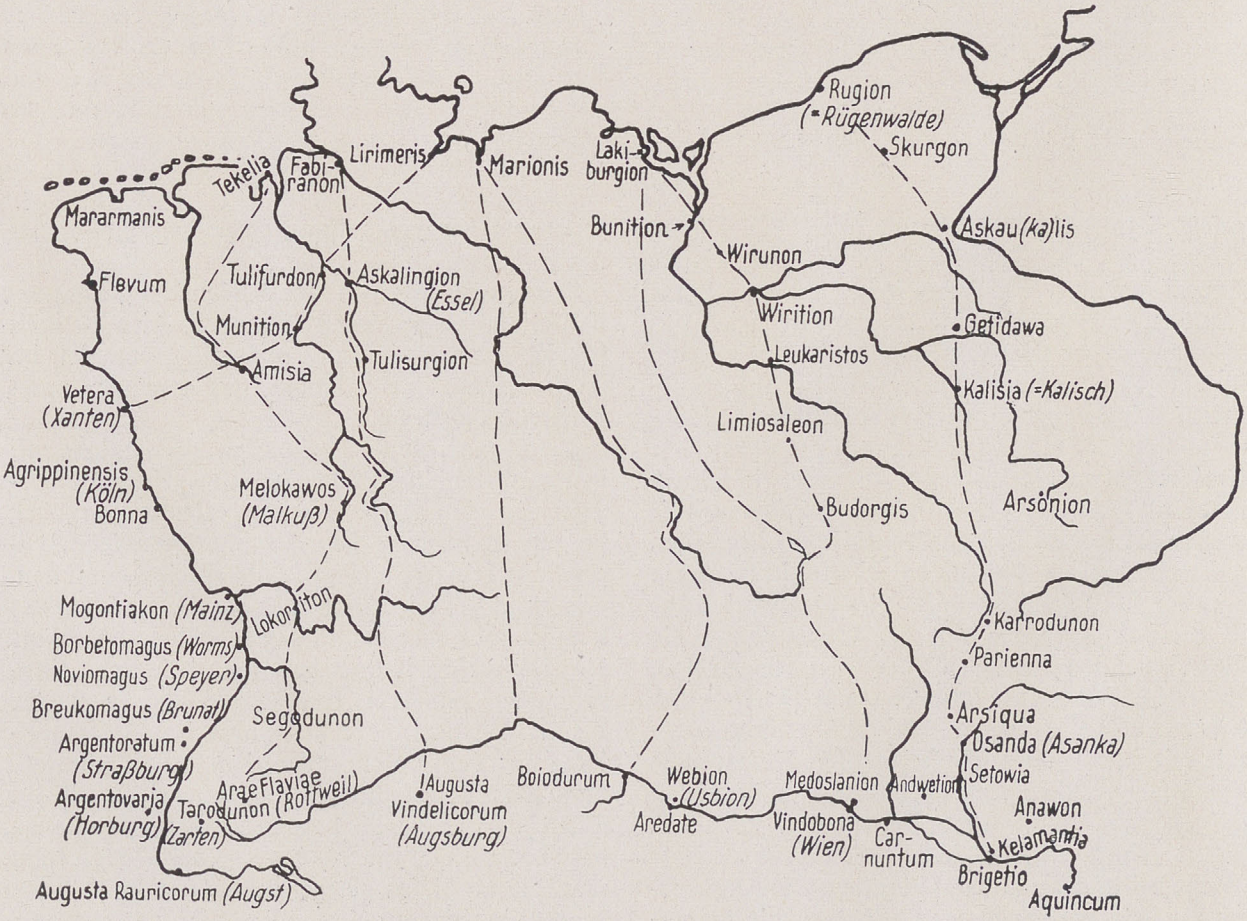
5. von der Gegend von Linz in Oberösterreich durch Böhmen ebenfalls nach Marionis;

6. von Vindobona (Wien) nach der obersten Elbe und weiter über die Görlitzer Neiße zum Hafenort Lakiburgion an der Peene;

7. ebenfalls von Wien an die oberste Elbe, dann aber über Glatz nach Schlesien und von dort nach Lakiburgion;

8. von Brigetio über Kalisch und die Gegend von Bromberg nach Rugion (Rügenwalde) in Ostpommern.

In der Karte 5 sind diese Handelswege und einige Orte an ihnen eingezeichnet. Aber die Lage der meisten Orte läßt sich, weil die Art des Fehlerausgleichs bei jedem Itinerar anders war, nicht mit Sicherheit errechnen; im einzelnen muß auf die Ausführungen meines Ptolemäusbuchs verwiesen werden. Dringend gewarnt werden muß vor dem früher oft gemachten, aber stets mißlungenen Versuch, die Orte auf Grund der Gradzahlen unmittelbar einem heutigen gleichzusetzen; das ist sicherlich falsch, nur über die Abstände von den nächstliegenden Orten und den Enden des Itinerars kommt man vielleicht weiter. Die



KARTE 5. Die acht von Claudius Ptolemäus wiedergegebenen Reisewege römischer Händler

Orte waren im nichtrömischen Germanien keine „Städte", sondern Verkehrsmittelpunkte an naturgegebenen Fluß- oder Gebirgsübergängen, zum kleineren Teil vermutlich auch Führersitze und Gaumittelpunkte; dort trieben die römischen reisenden Händler Tauschhandel.

Meist stimmen die Nordsüdreihen der Orte mit den Nordsüdreihen der Volksstämme annähernd überein; Claudius Ptolemäus hat also auch die Völkernamen in den Itineraren gefunden, denn es war römischer Brauch, in solchen Reiseanweisungen zu den Ortsnamen die Völkernamen hinzuzufügen. Daher gibt die Ortskarte des Ptolemäus viele feinere Hinweise, wo die Volksgrenzen verliefen.

Das Wichtigste ist aber: Durch die Auffindung des im heutigen Portugal steckenden Grundfehlers der Ptolemäuskarte Europas lassen sich die Fehler bei Germaniens Küste, Flüssen und Gebirgen durchweg, bei den Sitzen der Volksstämme fast immer und bei den Orten zum Teil erkennen und ausmerzen. Deshalb kann das Werk des alexandrinischen Gelehrten trotz seiner Fehler jetzt benutzt werden. Alle Vorgeschichtsforscher, welche für das zweite Jahrhundert eine Stammesgrenze erfahren wollen oder einen alten Verkehrsort gefunden haben, mögen bei der Deutung auch nachsehen, ob im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus vielleicht etwas nützliches zu finden ist.

Hans Gummel

Justus Möser und die deutsche Vorzeit

Mit einer forschungsgeschichtlichen Einführung

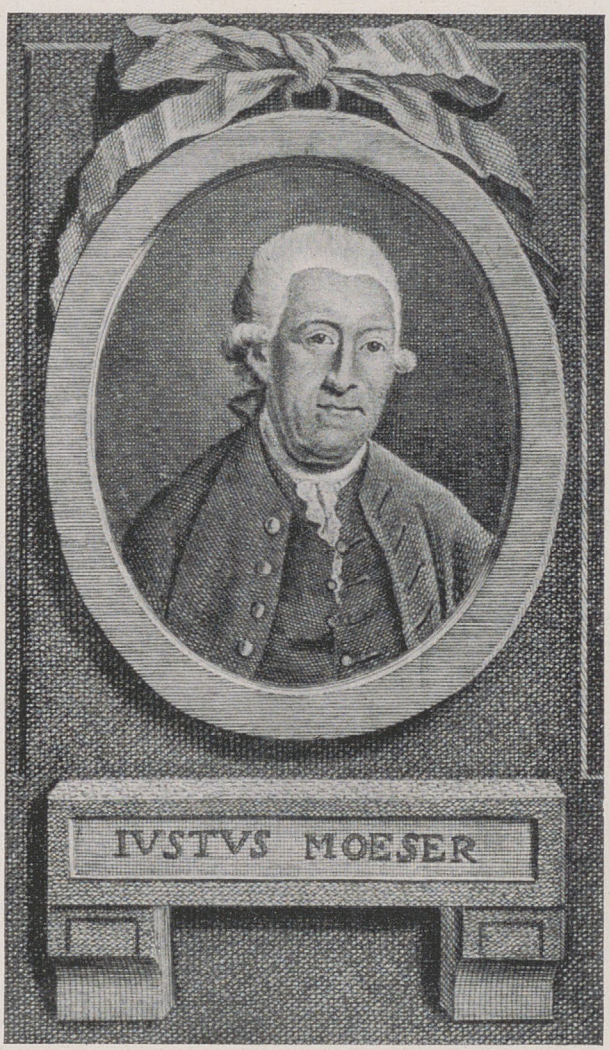
In Zeiten des Aufschwungs einer Wissenschaft — und einen solchen erlebt heute die deutsche Vorgeschichtsforschung, nachdem sie im Reiche Adolf Hitlers den ihr als „hervorragend nationaler Wissenschaft" gebührenden Platz erhalten hat — wird gern auch einmal der Blick nach rückwärts gerichtet. Deshalb erscheinen in unseren Tagen häufig Aufsätze, die sich mit alten Fundberichten und den Anschauungen früherer Forscher beschäftigen. Gedankengänge, die uns zum Teil gänzlich fremd sind, tauchen vor uns in buntem Wechsel mit Ansichten auf, von denen wir mit Staunen sagen: „Das könnte ja beinahe heute geschrieben sein!" Als Beleg dafür sollen nachher einige Stellen aus den Schriften von Justus Möser (1720—1794) wiedergegeben werden. Zunächst jedoch wollen wir uns darüber klar werden, wie es um die deutsche Altertumsforschung stand zu der Zeit, als dieser große Mann geboren wurde, der als erster nicht Fürstengeschichte, sondern Volksgeschichte schrieb, der mit Recht bereits 1907 von Reinhold Hofmann „der Vater der deutschen Volkskunde" genannt worden ist, der die Staatsgeschäfte des ehemaligen Fürstentums Osnabrück ungefähr seit dem Ende des siebenjährigen Krieges durch Jahrzehnte auf uns heute zum Teil sehr zeitgemäß erscheinende Weise führte bzw. entscheidend beeinflußte, und dessen ebendarum jetzt oft gedacht wird.

Wir knüpfen dabei an an die älteste der „Nachweisungen zur Geschichte der Wissenschaft", die der Dresdener Bibliothekar Gustav Klemm in seinem 1836 erschienenen Handbuch der germanischen Altertumskunde aufführt. Es ist die Vorrede des Hamburger Gymnasialprofessors Johann Albert Fabricius „zu Rhodens cimbr. hollstein. Antiquitäten-Remarques", wie Klemm schreibt. Wir stehen damit im Jahre 1720, an dessen Ende Justus Möser in Osnabrück das Licht der Welt erblickte, also in einer Zeit, wo die durch den dreißigjährigen Krieg schwer geschädigte wissenschaftliche Forschung in Deutschland wieder auf beachtliche Höhe geführt worden war, auf dem Gebiete der Vorgeschichte durch Männer wie Jacob v. Mellen, Johann Daniel Major, Leonhard David Hermann, Christan Detlev Rhode und seinen Sohn Andreas Albert.

Deshalb beginnt die Vorrede von Fabricius zu des letzteren oben genanntem Werk auch ganz zutreffend mit den Sätzen: „Es hat eine Zeit her unterschiedlicher guter Patrioten Fleiß und gelehrter Leute löbliche Bemühung gemacht / daß man gewiß nicht mehr mit Wahrheit sagen kan / die Untersuchung der alten Thaten / Geschichte / Zustandes / Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren / der alten Deutschen / werden in Deutschland hindan gesetzet oder nachläßig versäumet. Denn allein nur dererjenigen Dinge und Gewohnheiten itzo zu gedencken / welcher die alten in Deutschland bey ihren Todten und Begräbnissen sich bedienet haben / muß man sich wundern / wie viel Mühe sich curieuse (damals in der Bedeutung: wissensdurstige) Leute gegeben / alles bey denselben / so viel möglich / genau zu bemercken / und in Ermangelung des Zeugnisses alter Scribenten / die Gräber selber mit Arbeit und Kosten aufzusuchen / und alles in denselben bis auf das Geringste in Augenschein zu nehmen". Vielleicht wird mancher Leser dieser Worte erstaunt sein, wenn er erfährt, daß das eigentliche Forschungs-

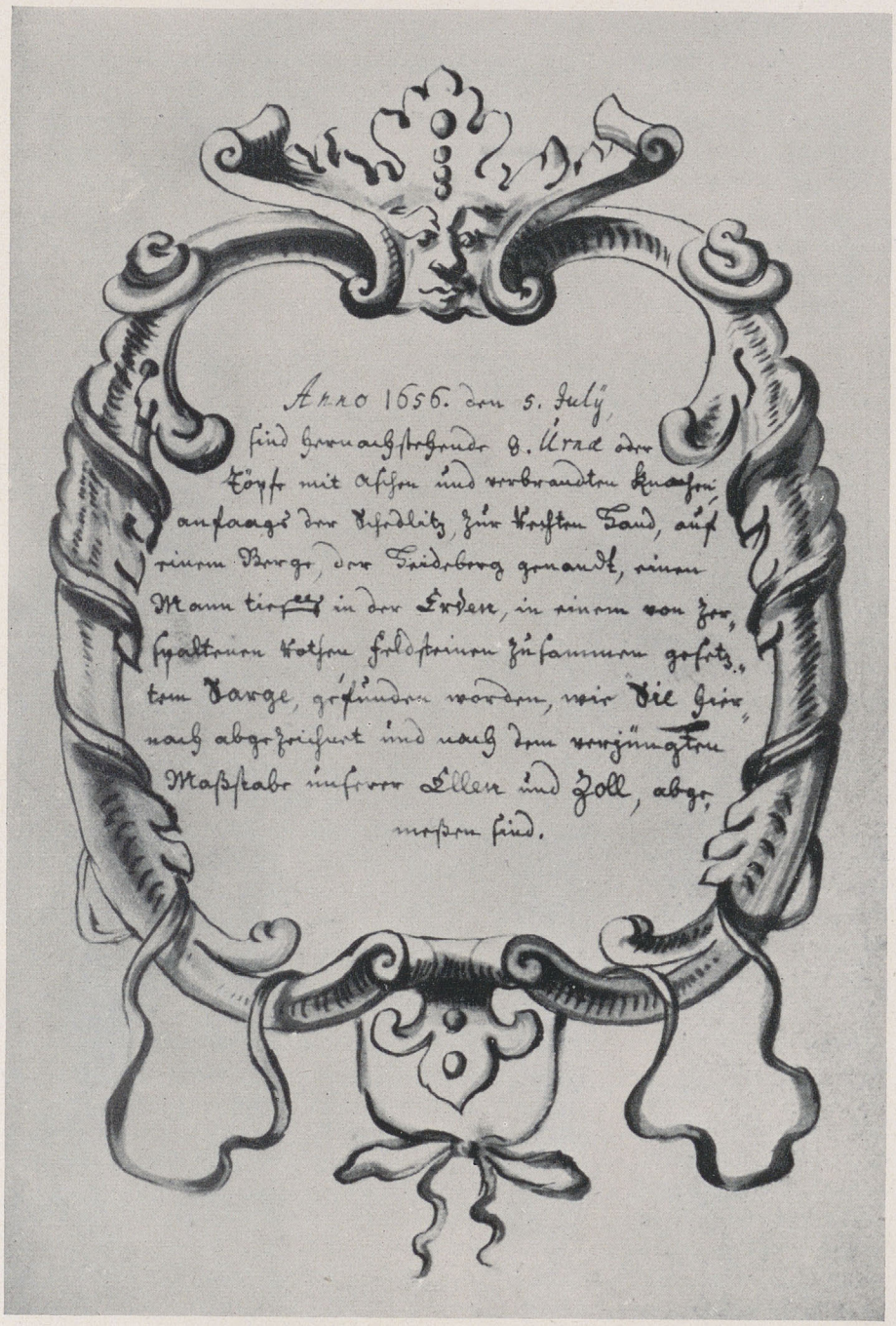
gebiet ihres Schreibers die klassische Philologie war, für die er — seine Werke zeugen dafür — Hervorragendes geleistet hat. Fabricius war also nicht, wie manche seiner späteren Fachgenossen, von „klassischer Überheblichkeit“ gegenüber der „armseligen Hinterlassenschaft“ der „Barbaren“ nordwärts der Alpen angekränkelt.

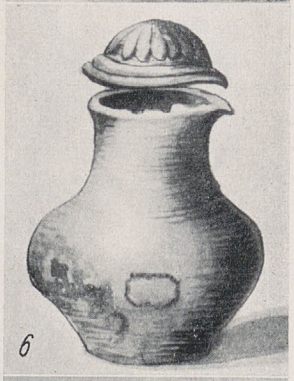
Der älteste Fundbericht eines deutschen Gelehrten, den Fabricius nennt, ist der (zwar nicht, wie er irrtümlich angibt 1648, sondern) 1674 „zu Heyn“ (Großenhain in Sachsen) gedruckte von Christian Adolph Balduin. Dieser in der Geschichte der Chemie wegen der ersten künstlichen Darstellung einer phosphoreszierenden Masse bekannte Forscher untersuchte in dem genannten Jahre eine Urnenfundstelle bei Hirschfeld in der Nähe seines Wohnsitzes Großenhain. Der Bericht enthält eine der ältesten veröffentlichten Abbildungen einer auf deutschem Boden gefundenen vorgeschichtlichen Urne (Abb. 4). An älteren gibt es nur wenige, so einen 1641 mit kurzem Begleittext von „C. D. C.“ (Casparus Conradus, Doctor) in Breslau herausgegebenen Kupferstich (2. Aufl. 1667 durch Elias Major), auf dem 16 in der dortigen Maria Magdalenenbibliothek aufbewahrte, meist am 15. April 1614 in dem nahe gelegenen Dorfe Ransern gefundene „Vasen“ als Einfassung um die Schrift dienen, und ferner die Darstellung einer Lausitzer „Buckelurne“ in der 1654 vollendeten, 1660 in Schleswig erschienenen „Beschreibung der Gottorfischen Kunstkammer“ von Adam Olearius (2. Aufl. 1674). Dieses Gefäß steht — dem Wirrwarr in den damaligen „Raritätenkabinetten“ durchaus entsprechend — auf einer Tafel zusammen mit einer Mumie, einer römischen Lampe u. a. (Abb. 7).

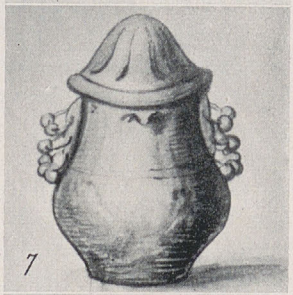


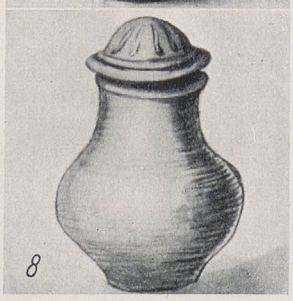
Unveröffentlicht blieb indes der Fundbericht über ein Grab der Gesichtsurnenkultur, das 1656 in der Danziger Vorstadt Schedlitz (Schidlitz) geöffnet wurde. Daß die darauf bezüglichen in Abb. 2 vereinigten Darstellungen, die im Königsberger Staatsarchiv liegen, hier erstmalig wiedergegeben werden können, verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen von Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Hein in Königsberg. Erst 1724 wurde der Fund durch C. F. Reusch in Königsberg in einer für die damalige Zeit höchst beachtenswerten Schrift (De tumulis et urnis sepulchralibus in Prussia) bekanntgegeben. Reusch erhielt außer den Vorlagen zu unserer Abb. 3 von dem Magister M. Lilienthal (ebenfalls in Königsberg), der 1725 in seine Zeitschrift „Erleutertes Preußen“ einen umfangreichen deutsch geschriebenen und durch Mitteilung der neuesten Funde ergänzten Auszug aus der genannten Schrift von Reusch aufnahm, noch die Darstellung des Befundes in der Steinkiste. Von dieser ließ er einen Kupferstich anfertigen und veröffentlichte ihn auf der ersten Tafel zu der lateinisch geschriebenen Abhandlung. Da er nicht unerheblich von der Vorlage abweicht, ist diese hier ebenfalls wiedergegeben (Abb. 6).

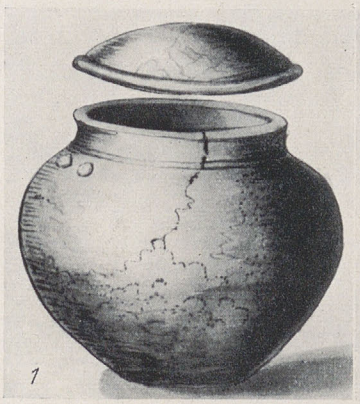
Im gleichen Jahre wie der zu Anfang des vorigen Absatzes erwähnte Fundbericht Balduins (1674) erschien die bebilderte Beschreibung der Nürnberger Ratsbibliothek von J. J. Leibnitz, der unsere Abb. 5 entnommen ist. Später wurden mit den sich rasch mehrenden Fundberichten auch zahlreiche Abbildungen von Fundstücken bekannt gegeben. Das Neuartige an dem Werk, zu dem Fabricius die Vorrede schrieb, ist seine volkstümliche Darstellungsweise. Es kommt seinem Verfasser, A. A. Rhode, darauf an, möglichst weiten Kreisen klar zu machen, daß die Cimbern — und die Germanen überhaupt — nicht so rohe Leute gewesen sind, wie man sich das nach den Schilderungen des Tacitus vorgestellt hatte. Das ist ein Gedanke, den wir nachher bei Möser wiederfinden. Da über Rhodes Werk in

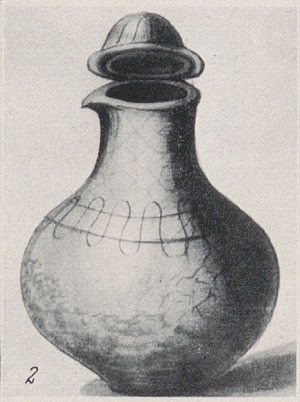












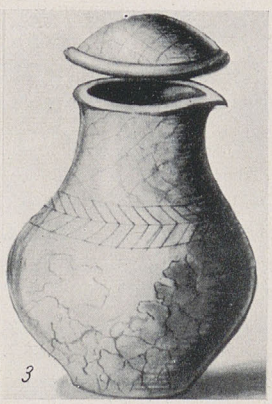


ABB. 2. *FUNDBERICHT AUS DEM JAHRE 1656 über die Aufdeckung eines Gesichtsurnengrabes mit den Bildern der darin gefundenen 8 Tongefäße*

neuerer Zeit viel geschrieben worden ist, begnügen wir uns hier mit der Wiedergabe seines Titelblattes (Abb. 8). Vielleicht ist es nicht überflüssig, dazu zu bemerken, daß die Länge des Titels für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich ist.

Es gab also, als Justus Möser geboren wurde, schon ein ziemlich umfangreiches Schrifttum über vorgeschichtliche Funde. Als er selbst bei den Vorarbeiten zu seinem 1749 erschienenen Trauerspiel „Arminius" und der zu Anfang des gleichen Jahres verfaßten Schrift „De Veterum Germanorum et Gallorum Theologia . . ." sich mit der deutschen Vorzeit eingehend beschäftigte, war es noch weiter angewachsen. Einiges davon war sicherlich auch damals schon Möser bekannt. Freilich hat Fr. Koepp, wenn er — in seinem 1920 im Hinblick auf die 200. Wiederkehr von Mösers Geburtstag gehaltenen Vortrag „Justus Möser und die Gesellschaft der Freunde heimischer Altertumsforschung" — sagte, es lasse sich „schwerlich beweisen, daß Möser Sinn für die Spatenarbeit gehabt habe", insofern recht, als wir keinen Beleg für eigene Ausgrabungen Mösers kennen. Aber daß er Sinn für die vorhandenen Funde und insbesondere für die vorgeschichtlichen Denkmäler seiner Heimat gehabt hat, läßt sich sehr wohl beweisen. Er hat nicht nur die Vermutung ausgesprochen, eine Stelle bei Euripides, in der vom Fortbewegen von Felsblöcken durch Hebebäume die Rede ist, „weise auf die Hünengräber des Nordens hin" (nach W. Pleister), sondern er hat ja auch Funde, Riesenstein- und Hügelgräber in der Umgebung seiner Vaterstadt in seiner „Osnabrückischen Geschichte" herangezogen und — gestützt auf eine aus dem Jahre 1131 stammende, aber auf eine ältere Quelle zurückgehende Nachricht — in der „Wittekindsburg" über dem Nettetal bei Osnabrück diejenige Burg gesehen, in welche sich der Sachsenherzog nach seiner Niederlage gegen den Frankenkönig im Jahre 783 zurückzog. Und da Möser bei seiner Behandlung der in den Osnabrücker Bergen vorkommenden Gesteine usw. sagt: „Von allen diesen einheimischen Naturalien sieht man die beste Sammlung bey dem Herrn Stadt Secretair Meuschen", so hat er selbstverständlich auch die in dieser Sammlung vorhandenen vorgeschichtlichen Funde gekannt.

Bevor wir sonst Möser selbst sprechen lassen, ist noch ein Blick auf das für unsere Betrachtung wesentlichste von ihm benutzte Schrifttum zu werfen.

Bei den Vorarbeiten zu seinen oben genannten Schriften aus dem Jahre 1749 hat Möser sich viel mit der „Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie" (Leipzig 1726) von Johann Jacob Mascou befaßt, der (a. a. O., S. 48) über die Religion der Germanen schreibt: „Ihre Religion scheinet mehr von der Einfalt des

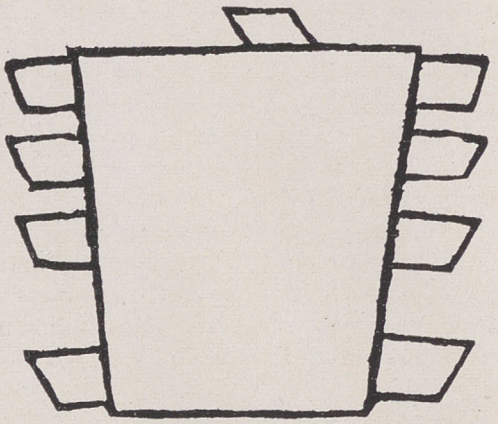


ABB. 3. ÄLTESTE GRUNDRISSZEICHNUNG eines Riesensteingrabes auf deutschem Boden, der wohl seit der Romantik so genannten „Karlsteine" in der Nähe von Osnabrück (1691)

ersten natürlichen Gottesdienstes, und vielleicht selbst von der Erkänntniß, so dem menschlichen Geschlechte von seiner Stifftung übrig geblieben, beybehalten zu haben, als der Aberglauben der Griechen und Römer." Schon dieser Satz kennzeichnet die Einstellung seines Verfassers, von dem Carl Rademacher im Mannus (Bd. 15, S. 160) mit Recht schreibt, daß er besondere Beachtung verdient „als wirklicher deutscher Schriftsteller, der die germanische Frühzeit in ihrem wahren Wert und Wesen erfaßte". Dafür zeugen weiter besonders die Vorrede — einige wichtige Sätze daraus sind von Rademacher abgedruckt — und die Tatsache, daß er einen ganzen Abschnitt der Frage widmet „Ob die Gothen so grausam in Rom handiret, als insgemein vorgegeben wird?" und ihn mit den Worten beschließt: „Es geschiehet also den Gothen Unrecht, wenn ihnen Schuld gegeben wird, sie hätten die Pracht des alten Roms, in dessen schönen Gebäuden und Statuen, zerstöhret."

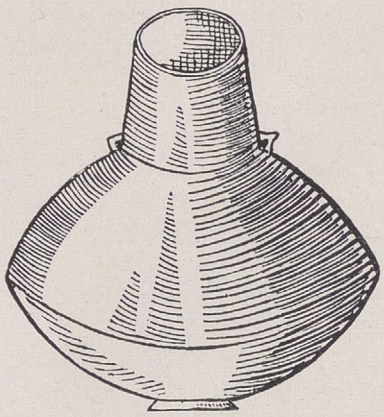


ABB. 4. LAUSITZER „BUCKELURNE" aus der ältesten in Deutschland erschienenen, ausführlichen und bebilderten vorgeschichtlichen Veröffentlichung (1674)

In seiner „Osnabrückischen Geschichte", deren ersten Teil er 1768 veröffentlichte, zieht Möser sehr oft die 1691 (nach dem Tode des Verfassers) erschienene „Historia Westphaliae" von Nicolaus Schaten heran. In dieser ist ein in nächster Nähe von Osnabrück liegendes Riesensteingrab erstmalig abgebildet, und zwar in Form eines schematischen Grundrisses (Abb. 3). Es ist der anscheinend erst seit der Romantik so genannte „Karlstein" (heute meist „die Karlsteine"). Das gleiche Riesensteingrab — nebst anderen — wird auch in drei späteren Schriften behandelt, die Möser in den Anmerkungen zu seiner „Geschichte" nennt. Das sind erstens Georg Keyslers „Antiquitates selectae . . ." (1720), zweitens eine 1726 erschienenes „Gymnasialprogramm" des Osnabrücker Ratsgymnasiums von dessen Rector Zacharias Goeze, der in dem genannten Denkmal auch eine Ausgrabung machte, und drittens die „Monumenta Osnabrugensia" (1753) des jung verstorbenen aus Osnabrück gebürtigen Helmstedter Professors Karl Gerhard Wilhelm Lodtmann, der 1732 zugleich mit Möser auf das eben erwähnte Gymnasium gekommen war.

ABB. 5. AUS DER BESCHREIBUNG der Nürnberger Ratsbibliothek (1674)

Doch nun wollen wir endlich Möser selbst hören. In zwei Abschnitten aus der Vorrede zu seinem „Arminius" heißt es:

„Die würdigste Religion ist ohnstreitig vor andern diejenige, welche nur einen Gott erkennet; da nun Tacitus von den Deutschen sagt, daß sie ein unsichtbares Wesen, welches nur mit den Gedanken erkannt würde, verehrt hätten: so habe ich mich nothwendig nach dieser Meinung richten müssen, da sie von vielen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestärket worden.

„Eine gegründete Vermutung hat mir auch ferner erlaubet die Rauhigkeit und Einfalt, welche Tacitus, wenn er die Deutschen den Römern entgegen stellet, ihnen beygeleget hat, nicht überall anzunehmen. Ich habe vielmehr Gelegenheit genommen, mich davon in Darstellung ihrer Gesinnungen, so viel als möglich zu entfernen, indem ich nicht der Meinung bin, daß unsere Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeiniglich, bey dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pfleget."

In der „Osnabrückischen Geschichte" zieht Möser die heimatlichen vorgeschichtlichen Denkmäler zunächst bei der Behandlung der Varusschlacht heran. Er ist nicht der erste und bei weitem nicht der letzte gewesen, der glaubte, daß der Gegend seines eigenen Wohnsitzes der Ruhm zukäme, der Schauplatz des schicksalwendenden germanischen Sieges zu sein. Nach der Schilderung der Schlacht schreibt er: „Dies mogte das erstemal seyn, daß ein Römisches Heer aus Noth unser Land berührte. Denn alle diese Umstände lassen vermuthen, daß Varus bey Hervord über die Werre und so weiter in unser Land gegangen sey." Und dazu gibt er eine längere Anmerkung, die mit den Sätzen beginnt: „Dieses war der natürlichste Weg; den Carl der Große aller Vermuthung nach auch nahm, wie er mit dem Sächsischen Heerführer Widekind ebenfals zuerst im Lippischen und hernach an der Hase schlug. Ich nehme an, daß Varus eben diesen Weg genommen, sich auf dem Haarschen Berg zwischen Wulften und Haaren (nordöstlich von Osnabrück), worauf sich ein altes verschanztes Lager (mittelalterliche Landwehr), nebst einem heidnisch-deutschen Denkmale (Riesensteingrab) an seinem Walle, befindet, gesetzt und zuletzt unterm Düstrupper Berge an der Hase, wo sich die Menge Deutscher Grabmäler zeigt (großes spätbronzezeitliches Hügelgräberfeld), den letzten Stoß empfangen habe. Dieses Schlachtfeld wird durch den Fluß Hase von dem Teufelsbruche am Gretesche geschieden, worin sich noch jetzt zwey große unversehrte heidnische Altäre (Riesensteingräber) finden; welche Lodtmann in Monum. Osnabr. XII beschreibt". In den weiteren Darlegungen dieser Anmerkung pflichtet Möser in längeren Ausführungen dem hannoverschen Bürgermeister Christian Ulrich Grupen bei, der in seinen „Origines Germaniae" (1764ff.) in der Frage nach der Örtlichkeit der Varusschlacht — und auch sonst — sehr scharf gegen die Schrift Feins Stellung nahm, mit der dieser den Preis für die von der Berliner Akademie gestellte Frage errungen hatte, „wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen?" (1750). Außerdem aber vertritt Möser hier die Ansicht, daß der Teutoburger Wald

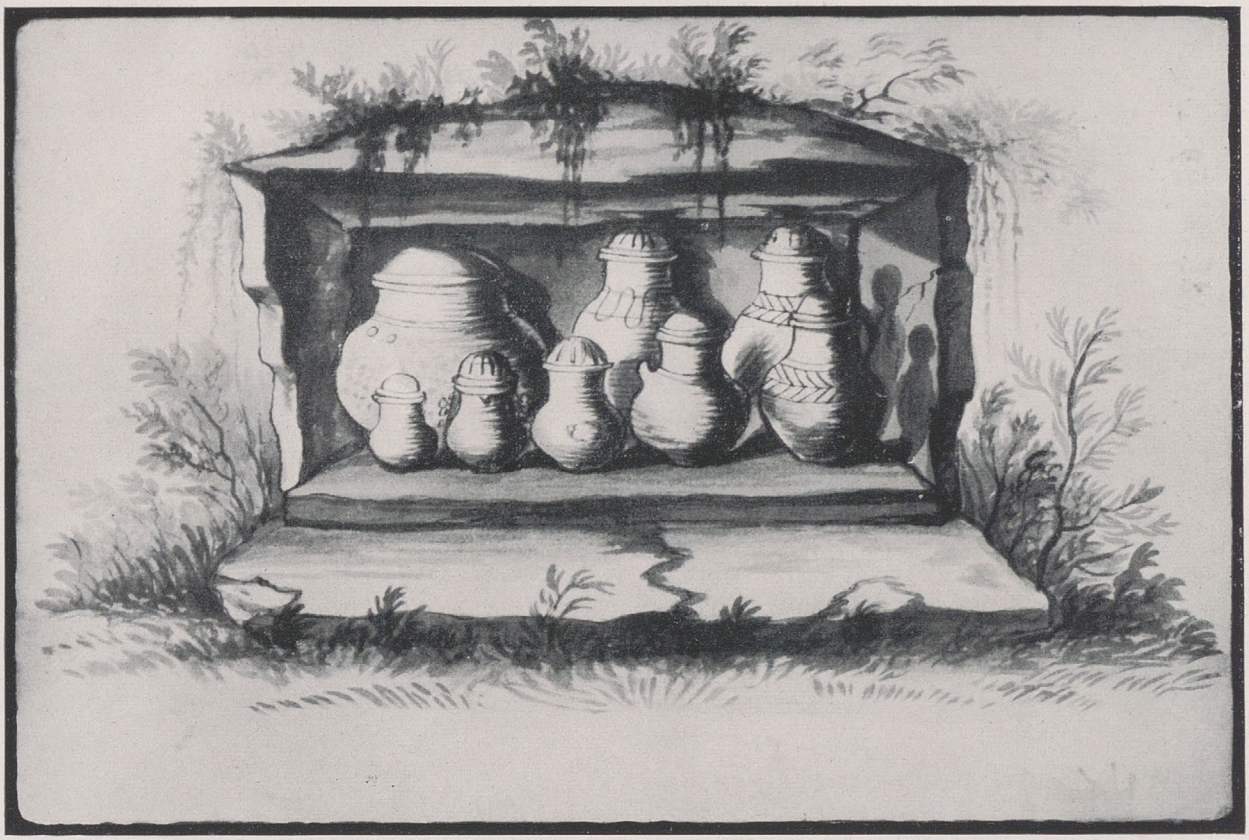


ABB. 6. STEINKISTE MIT GESICHTSURNEN. Ausgegraben 1656. Darstellung des Befundes der in Abb. 2 wiedergegebenen Gefäße

einst „Düteburger Wald" geheißen habe und verweist dabei auf den Namen des Flüßchens Düte (südlich von Osnabrück).

Bei der weiteren Behandlung der Kämpfe zwischen Germanen und Römern beschäftigt sich Möser auch mit Funden. Nachdem er die Vermutung ausgesprochen hat, daß Germanicus auf seinem letzten Feldzuge in Deutschland den Flecken Börden (nördlich von Osnabrück) berührte, fährt er fort: „Man hat nicht weit davon ein Grabmal römischer Kaufleute entdeckt, welche sich leicht aus dem alten Emden durch diesen Weg ausbreiten konnten. Der Sieg, den Germanicus damals auf dem Rückwege an dem Damme erfochte, welcher die Angrivarier und Cherusker schied, soll zu Damme nahe bey diesem Börden vorgefallen seyn; und man hat in den dortigen Gegenden verschiedene römische Münzen gefunden." Zu dem ersten Funde gibt er die Anmerkung: „Es fand sie darin ein römischer Merkur; und um denselben verschiedene Aschentöpfe. Er wurde unter der Regierung Ernst Augusts des Andern (1715—1728) . . . entdeckt, und von dem Münsterischen Commissarius, dem General Corfey mitgenommen, wie ich berichtet bin." Und zu den Münzen schreibt er in einer anderen Anmerkung: „Davon befindet sich ein guter Theil bey dem Herrn Grafen von Bar zur Barenau; die Bauren finden dergleichen noch heute beym Plaggenmähen; keine von diesen Münzen übersteigt das Zeitalter dieser Periode; ich habe sie desfals durchgesehn und Lodtmann beruft sich auf mein Zeugniß."

In der zweiten Auflage des ersten Teils seiner „Geschichte" (1780) fügte Möser den bisherigen vier Abschnitten einen fünften hinzu. Und dort heißt es in § 2 unter der Überschrift: Der Ort Osnabrück muß vorhin ein Hauptort der Westphälischen Sachsen gewesen seyn:

„Der Ort Osnabrück . . . scheint auch vor dem Christenthum zu den Religions- und Kriegsversammlungen einer dortigen Nation gedient zu haben. Um denselben herum finden sich mehrere sächsische Denk- und Grabmähler, als um irgend einen andern. Im Hohn, im Teufelsbruche, hinterm Gretesche, bey Sundermanns Hofe, vor der Urlage, auf der Eversheide und noch an verschiedenen andern Orten um die Stadt haben sich dieselben erhalten, und wie viele mag der erste Eifer nicht zerstört haben? . . ." Nicht weniger als 6 Anmerkungen begleiten diese Sätze. Mit Ausnahme der ersten, die sich mit dem Namen Osnabrück beschäftigt, geben sie alle Hinweise auf das Schrifttum über die gemeinten Denkmäler oder sonstige nähere Erläuterungen. Unter

ihnen ist die Bemerkung, daß die „„Steine bey Sundermanns Hofe ... mit einem besonderen Kreise eingefaßt sind“ m. W. der einzige Beleg dafür, daß das auch heute noch „Sundermanns Steine“ genannte Riesensteingrab, das jetzt keinen Steinblockkranz mehr hat, ein „Hünenbett“ gewesen ist.

Nach dem Hinweis, daß Möser schon durch eine Regierungsverordnung die Zerstörung vorgeschichtlicher Denkmäler zu verhindern versucht hat, möge die Wiedergabe einiger Sätze aus Mösers „Patriotischen Phantasien“ dazu ermuntern, diese selbst einmal in die Hand zu nehmen und den Geist des kerndeutschen Mannes tiefer auf sich wirken zu lassen.

Der hier im Wortlaut folgende Teil einer Lobrede Mösers auf das germanische Wesen bildet den vorletzten Abschnitt seines Aufsatzes „Etwas über die National-Erziehung der Alten Deutschen“, der 1781 in den Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen (Beilage zu den 1766 von Möser ins Leben gerufenen „Osnabrückischen Intelligenz-Blättern“) erschien. Er lautet:

„Dieses alles setzt eine Erziehung von ganz anderer Art voraus, als man sich insgemein von Barbaren einbildet; und man kann dreist annehmen, daß es nicht blos wilde Tapferkeit, sondern eine wahre eigne durch die Erziehung gebildete Kriegskunst gewesen, welche die deutsche Nation den Römern erst fürchterlich, hernach ehrwürdig und zuletzt werth gemacht hat. Die Römer sprechen von allen Nationen außer der deutschen mit Geringschätzung.“

Da wir vorhin sahen, daß Möser bei seiner ersten eingehenderen Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit besonders die Frage nach der altgermanischen Religion am Herzen lag, so mögen die nachstehenden Worte von ihm uns zeigen, daß ihn die gleiche Frage auch noch im hohen Alter bewegte. Es handelt sich um den Schluß seines 1790 in den „Westphälischen Beyträgen“ erschienenen, 1823 von Goethe in seine Zeitschrift „Kunst und Altertum“ aufgenommenen Aufsatzes „Etwas zur Vertheidigung des sog. Aberglaubens unsrer Vorfahren“. Dort heißt es: „Anstatt nun überall die Reste des Aberglaubens unserer Vorfahren aufzuspüren, und ihnen solche zur äußersten Einfalt anzurechnen, sollte man den Geist oder den Sinn ... aufsuchen ... und dann urtheilen, ob es feiner gewesen sei, den Menschen in einen Wehrwolf, als mit den römischen Dichtern Jupiter in einen Ochsen zu verwandeln.“

Zum Schluß sollen uns noch zwei Beispiele die Einwirkung Mösers auf seine Mit- und nächste Nachwelt zeigen. Der Hamburger Domherr Dr. F. J. L. Meyer berichtet in seinen „Darstellungen aus Nord-Deutschland“ (1816), daß der durch seine Beziehungen zu Goethe bekannte Maler Wilhelm Tischbein, von dem ein Bildnis Möser's im Oldenburger Landesmuseum hängt, die Stätte der Hermannsschlacht „nach Anleitung Mösers“ durchzogen habe. Er bildet dazu einen Kupferstich mit der Unterschrift „Das Varusfeld“ ab, den er als „die verkleinerte Nachbildung einer großen von meinem Freunde Tischbein an Ort und Stelle nach der Natur entworfen Zeichnung“ näher erläutert. Der Vordergrund des Blattes wird von einem Riesensteingrab eingenommen. Es ist — Tischbein verfuhr hier mit dichterischer Freiheit — kein Zweifel daran möglich, daß es sich um die heute so genannten „Karlsteine“ handelt, die uns vorhin in Mösers Aufzählung der „sächsischen Denk- und Grabmähler“ unter der Ortsbezeichnung „Im Hohn“ begegneten.

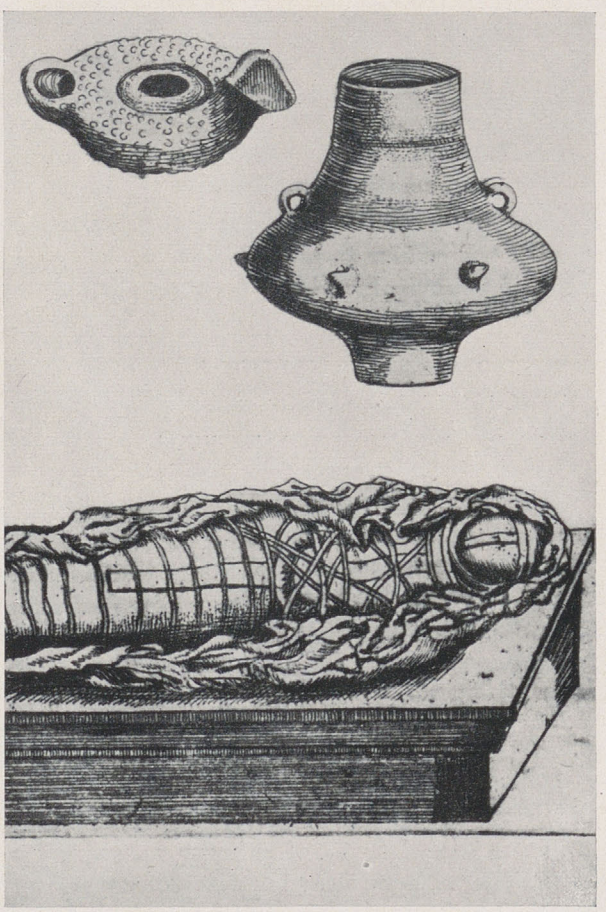
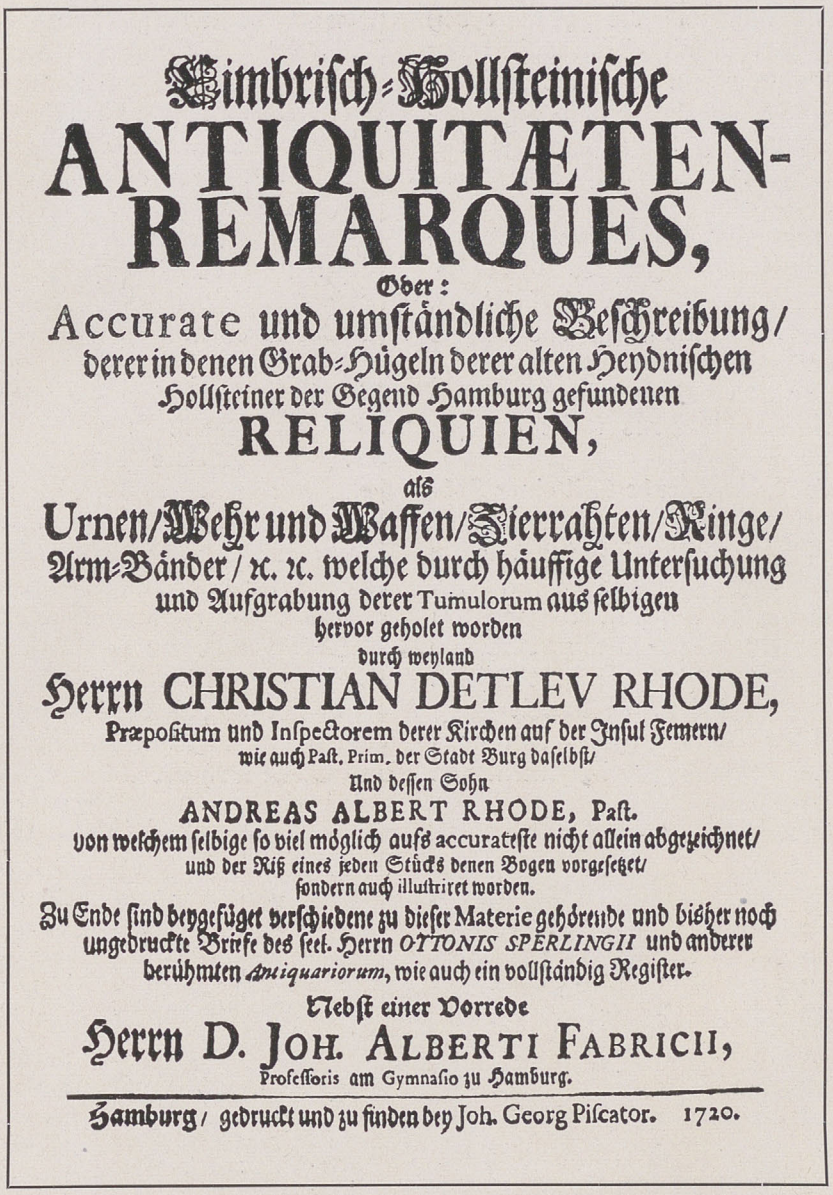


ABB. 7. TEIL EINER TAFEL aus der Beschreibung der „Gottorfischen Kunstkammer“ (1660)

Das andere Beispiel gehört, streng genommen, nicht zum Gegenstand dieses Aufsatzes. Aber es zeigt uns besonders klar, wie sehr wir gerade heute Grund haben, das ehrende Gedenken an Möser aufrecht zu erhalten. Wilhelm August Rehberg, der einige Zeit in Osnabrück sein Untergebener und Schüler war, schrieb unter dem Ein-



Cimbrisch-Hollsteinische
ANTIQUITÆTEN-
REMARQUES,
Oder:
Accurate und umständliche Beschreibung/
derer in denen Grab-Hügeln derer alten Heydnischen
Hollsteiner der Gegend Hamburg gefundenen
RELIQUIEN,
als
Urnen/Wehr und Waffen/Zierrahten/Ringe/
Arm-Bänder/ ꝛc. ꝛc. welche durch häuffige Untersuchung
und Aufgrabung derer Tumulorum aus selbigen
hervor geholet worden
durch weyland
Herrn CHRISTIAN DETLEV RHODE,
Præpositum und Inspectorem derer Kirchen auf der Insul Femern/
wie auch Past. Prim. der Stadt Burg daselbst/
Und dessen Sohn
ANDREAS ALBERT RHODE, Past.
von welchem selbige so viel möglich aufs accurateste nicht allein abgezeichnet/
und der Riß eines jeden Stücks denen Bogen vorgesetzet/
sondern auch illustriret worden.
Zu Ende sind beygefüget verschiedene zu dieser Materie gehörende und bisher noch
ungedruckte Brife des seel. Herrn *OTTONIS SPERLINGII* und anderer
berühmten *Antiquariorum*, wie auch ein vollständig Register.
Nebst einer Vorrede
Herrn D. JOH. ALBERTI FABRICII,
Professoris am Gymnasio zu Hamburg.
Hamburg/ gedruckt und zu finden bey Joh. Georg Piscator. 1720.

ABB. 8. TITELBLATT der ersten für weitere Kreise bestimmten Schrift über vorgeschichtliche Dinge von Christian Detlev Rhode 1720

druck eines Aufsatzes von Möser: „Der Boden des Landes gehört nicht bloß dem lebenden Geschlechte an. Dieses ist nur Nutznießer. Eigentümer ist dagegen der Stamm, aus dem jene jährlich abfallenden und vertrocknenden Blätter keimen."

Schrifttum

Brandi, Karl, Justus Möser; Westfälische Lebensbilder, Hauptreihe Bd. V, H. 1, Münster i. W. 1935.

Busch, Friedrich, Bibliographie der niedersächsischen Geschichte für die Jahre 1908—1932. Hildesheim und Leipzig 1938 (Möser S. 636f.).

Grotefendt, Ulrich, Bücherkunde zur Geschichte des Regierungsbezirks Osnabrück (bis 1908); Mitt. hist. Ver. Osnabrück 55, 1933 (Möser S. 132ff.).

Gummel, Hans, Führer durch die urgeschichtliche Lehrsammlung im Museum der Stadt Osnabrück. Osnabrück 1930.

Gummel, Hans, Die Forschungsgeschichte in Deutschland (= Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten, hrsg. von K. H. Jacob-Friesen, Bd. I), Berlin und Leipzig 1938 (erscheint demnächst).

Hartmann, Hermann, Wanderungen durch das Wittekindsoder Wiehengebirge. Preuß. Oldendorf 1876.

Hempel, Ernst, Justus Mösers Wirkung auf seine Zeitgenossen und auf die deutsche Geschichtsschreibung. Mitt. hist. Ver. Osnabrück 54, 1932.

Hofmann, Reinhold, Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde; a. a. O. 32, 1907.

Pleister, Werner, Die geistige Entwicklung Justus Mösers; a. a. O. 50, 1928.

Stemmermann, Paul, Hans, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung. Leipzig 1934.

Nachrichten

Der Südostzug der Elbgermanen

Die Winter-Vortragsreihe des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in der Berliner Universität wurde am 3. März durch einen Vortrag von Professor L. Franz von der Deutschen Universität in Prag fortgesetzt.

Hatte schon Gustaf Kossinna die germanische Besiedlung von Böhmen, Mähren und den angrenzenden Donauländern in den Hauptzügen geklärt, so konnte Professor Franz diese Erkenntnisse auf Grund neuer Funde und durch weitere Auswertung der Schriftquellen wesentlich bereichern und ein eindrucksvolles Bild von der wechselvollen germanischen Geschichte dieser Länder entwerfen. In den Jahrhunderten vor der Zeitrechnung waren große Teile Böhmens, mit Ausnahme des Nordwestens, von den keltischen Bojern besiedelt. Kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung drangen, wie durch neue Funde bewiesen ist, wahrscheinlich durch das Elbtal germanische Hermunduren aus Sachsen und Thüringen ein (die sog. Bodenbacher Kultur). So findet die früher unverständliche Angabe des Tacitus, daß die Elbe im Gebiet der Hermunduren entspringe, ihre volle Bestätigung. Zu Beginn unserer Zeitrechnung kamen dann vom Maingebiet her die Markomannen nach Böhmen und die Quaden nach Mähren.

Die hervorragendste Führergestalt dieser Zeit war der Markomannenkönig Marbod. Sein Ziel, die Schaffung eines großgermanischen Stammesverbandes, wurde jedoch durch seine schwankende politische Haltung und sein Versagen beim Freiheitskampf Armins vereitelt. Seit dem 2. Jahrhundert rückten die Markomannen und Quaden nach Ober- und Niederösterreich vor, ja es gelang ihnen sogar wiederholt, nach Oberitalien einzudringen. In den fast 300-jährigen Kriegen der beiden Germanenstämme mit den Römern erlitten sie aber auch mehrfach schwere Niederlagen. Erst am Ende des 4. Jahrhunderts durchbrachen sie endgültig die römische Grenze und besetzten das Gebiet südlich der Donau. Nach diesen Glanzzeiten eines kraftvollen germanischen Vorstoßes nach Südosten bringt aber das 5. und 6. Jahrhundert eine starke Verringerung der germanischen Bevölkerung, die durch eine bedeutende Abnahme der Funde ausgewiesen wird. Entgegen der bisherigen Annahme sucht Professor Franz die Erklärung dafür nicht in einer Abwanderung der Germanen, sondern in Pestepidemien, deren Auftreten durch Friedhöfe mit seltsamen Bestattungsbräuchen in dieser Zeit sowie durch zeitgenössische Berichte wahrscheinlich gemacht wird. In dieses stark entvölkerte Gebiet drangen dann seit dem 7. und 8. Jahrhundert allmählich die Slawen ein, ohne jedoch die germanischen Siedler ganz zu verdrängen.

Im gleichen Rahmen des Reichsbundes sprach am 23. März Professor Ehrlich (Elbing) über

Die germanische Besiedlung des Weichsellandes

Schon in der älteren Bronzezeit legen vereinzelte Bronzefunde Zeugnis ab, daß das damals wohl noch von den Nachkommen der Schnurkeramiker besiedelte Weichselland dem germanischen Handel erschlossen war. Die frühesten Nachweise einer germanischen Besiedlung haben wir in den Gräbern der Großendorfer Gruppe und in der Siedlung von Lärchwalde bei Elbing.

Nach den Ergebnissen der Ausgrabungen in Lärchwalde haben diese Frühgermanen um 1200 v. d. Ztr. die Weichsel erreicht. Um 800 v. d. Ztr. beginnt dann die erste germanische Glanzzeit an der Weichsel mit der Gesichtsurnenkultur der Ostgermanen, als deren Träger man die Vorfahren der späteren Bastarnen und Skiren ansieht. Das Gebiet dieser frühesten Ostgermanen umfaßt zunächst das Land an der unteren Weichsel und ganz Pommerellen. Ihre östlichen Nachbarn sind westbaltische Stämme, die seit der älteren Bronzezeit die Urbevölkerung Ostpreußens bilden. Später stoßen die Ostgermanen weiter nach Süden und Südosten vor. Sie verdrängen die nordillyrischen Stämme des Lausitzischen Kulturkreises, erobern Posen, Schlesien, Kongreßpolen und erreichen schließlich das Schwarze Meer. Ihre Kultur gehört zwar schon der frühen Eisenzeit an, ist aber im wesentlichen noch eine Bronzekultur.

Um 150 v. d. Ztr. wandern neue germanische Stämme ins Weichselland ein, aus Bornholm (Burgundrholm = Burgundeninsel) die Burgunden, aus dem südwestlichen Norwegen die Rugier und aus dem nördlichen Jütland die Wandalen. Letztere sind nur im südöstlichen Teile des Gebietes nachweisbar, die Burgunden siedeln besonders in der Gegend des Weichselkreises, die Rugier wahrscheinlich im Weichselmündungsgebiet und bis nach Hinterpommern hinein. Die Kultur der Burgunden und Rugier, wie sie sich besonders aus den großen Flachgräberfeldern mit Brandbestattung ergibt, ist schon eine ausgesprochene Eisenkultur. Auch der Schmuck wird zum großen Teil aus Eisen hergestellt. Die Burgunden waren hervorragende Waffenschmiede. Wahrscheinlich schon im 1. Jahrhundert v. d. Ztr. kommen als neue Einwanderer die Goten und später die Gepiden ins Land. Ihre Heimat ist Öster- und Westergötland in Schweden. Sie verdrängen die Burgunden nach Südosten, die Rugier nach Westen. Mit ihnen kommt die Skelettbestattung ins Land, doch üben sie daneben auch noch die alte Brandbestattung aus. Nach den Skelettfunden sind es hochgewachsene, langschädelige Menschen gewesen. Sie erobern allmählich das Land bis zur Passarge und Alle. Später wandern auch sie allmählich nach Süden und Südosten aus, die Goten über die Ukraine nach Südrußland, die Gepiden nach Siebenbürgen. Ihre letzten Spuren sind bei Danzig und Elbing um 600 nachzuweisen. Die reichen germanischen Gräberfelder bei Elbing, wo gegenwärtig wieder in der Scharnhorststraße gotisch-gepidische Gräber ausgegraben werden, bei Marienburg, im Kreis Stuhm und im Gebiete des Freistaates Danzig lassen mit ihren Beigaben auf einen großen Reichtum der Bevölkerung und dichte Besiedlung schließen. Lange auch unterhielten die ausgewanderten Goten noch Handelsverbindungen mit der alten Heimat an der Weichsel.

In die von ihnen geräumten Gebiete rücken vom 6. Jahrhundert an aus Samland-Natangen die baltischen Preußen ein, während vom 8. Jahrhundert an allmählich die slawischen Pomeranen das Land westlich der Weichsel in Besitz nehmen.

Die Prussen vermischen sich mit den Resten der Goten-Gepiden und werden so im Weichselmündungsgebiet zu dem Mischvolk der Widiwarier. Von etwa 600 an entstehen aber an der Weichsel neue Handelsstützpunkte und Siedlungen der Nordgermanen. Zuerst kommen Gotländer, dann mittelschwedische Wikinger ins Land. Seit 1937 wird in Elbing ein großes Gräberfeld mit gotländischen und Wikingergräbern ausgegraben, wodurch bewiesen ist, daß hier im alten Truso auch eine gotländisch-wikingische Siedlung neben der prussischen bestanden hat. Sicherlich haben diese Nordgermanen noch Reste der alten ostgermanischen Bevölkerung angetroffen. Auch weiter die Weichsel aufwärts und bis nach Polen hinein, sind wikingische Gräber festgestellt worden.

Denkmäler der Germanen in Bulgarien

Wie stark Bulgarien in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von germanischen Elementen durchsetzt war, ist wenig bekannt. D. P. Dimitrov vom Nationalmuseum in Sofia wies in seinem Vortrag vor dem Verein der Saalburgfreunde in Berlin am 9. März, eindringlich auf diesen Blutsanteil hin, der auch für die bulgarische Kulturentfaltung der damaligen Zeit von entscheidender Bedeutung gewesen sei. Dabei ging er weniger auf die bekannten Germanenzüge der großgermanischen Zeit, als auf die vielen Westgermanen ein, die seit Augustus in der „Provincia

Moesia" als römische Soldaten ihren Grenzdienst taten. Sugambrer und Ubier, um die bekanntesten zu nennen, dienten in eigenen Kohorten, und das Auftreten germanischer Wörter in lateinischen Inschriften lehrt, wie stark ihr Einfluß war. Von ihren steinernen Grabdenkmälern zeigte der Redner eine Anzahl und wies dabei an den bildlichen Darstellungen nach, wie besonders seit dem 3. Jahrhundert auch die germanische Bewaffnung — der Rundschild und das Langschwert mit scheibenförmig abschließender Scheide — in das römische Heereswesen eindringt.

Die Skelette von Oberkassel im Bonner Landesmuseum

Rektor und Senat der Universität Bonn haben mit Zustimmung des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung die späteiszeitlichen Skelette von Oberkassel dem Landesmuseum Bonn in dauernde Obhut gegeben, wo sie unter genauester Angleichung an die Fundumstände im Saale der Altsteinzeit ihre Aufstellung finden werden. Die im Jahre 1914 bei Oberkassel, gegenüber Bonn, in einem Doppelgrab gefundenen Skelette eines älteren Mannes und einer jungen Frau aus der Späteiszeit (etwa 15—20000 v. d. Ztr.) gehören zu den bedeutendsten urgeschichtlichen Funden auf deutschem Boden. Nach den rassekundlichen Merkmalen, dem Langschädel, der steil aufsteigenden Stirn, der hochgewölbten Schädelkapsel, gehören sie der sog. Cro-Magnon-Rasse an, deren Träger als Vorfahren der nordisch-fälischen Rasse anzusehen sind.

Bücher des Monats

Leonhard Franz, Vorgeschichte und Zeitgeschehen. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1938. 64 S. RM. 2,40.

Der Inhaber des Lehrstuhls für Vorgeschichte an der Deutschen Universität Prag nimmt in diesem Buch Stellung zu einigen grundsätzlichen Fragen, die mit dem Verhältnis der Vorgeschichtswissenschaft zu anderen Lebensgebieten zusammenhängen. Er zeigt, welche Rolle die Vorgeschichte in der nationalen Bewegung verschiedener Staaten gespielt hat, welche Beziehungen zu Glauben, Weltanschauung und Politik bestehen. Auf einen Rückblick über die Geschichte der deutschen Vorgeschichtswissenschaft folgt eine kurze Darstellung der Bestrebungen der völkischen Vorgeschichtsforschung, denen der Verfasser als Gegenbeispiele die marxistische Tendenz der Forschung in Sowjetrußland und die dogmatisch gebundene Einstellung der katholischen Kirche gegenüberstellt. So bildet die Schrift des sudetendeutschen Gelehrten einen begrüßenswerten Versuch, die enge Verbindung der Vorgeschichte mit allen Gebieten des geistigen und politischen Lebens klarzulegen.

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Herausgegeben von Jacob-Friesen. Heft 11. Verlag August Lax, Hildesheim 1937. 206 S., 26 Tafeln. RM. 2,50.

Der neue Jahresband enthält zwei größere und sechs kleinere Aufsätze zur Vorgeschichte Niedersachsens: einen zusammenfassenden Bericht von W. Barner über die jungpaläolithische Besiedlung des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Ith, Fundberichte von P. Zylmann und W. Wegewitz über mittelsteinzeitliche Fundplätze, von H. Piesker über Funde aus der ältesten Bronzezeit der Lüneburger Heide, sowie von F. Krüger über bisher unbekannte Großsteingräber. Ferner werden die vorläufigen Ergebnisse der Grabung von Piesker auf der Hünenburg bei Borg vorgelegt, bei der es sich wahrscheinlich um eine in den Sachsenkriegen Karls d. Gr. zerstörte sächsische Gauburg handelt. Eine Untersuchung von H. Miesner über die Frage, ob das alte Schezla im wendischen oder sächsischen Gebiet lag, und ein Reihe von Bücherbesprechungen beschließen den Band.

Amtliche Mitteilungen

Eingliederung der Vorgeschichtsfreunde und Vorgeschichtsforscher Österreichs in den Reichsbund

Der Bundesführer, Reichsamtsleiter Prof. Reinerth richtete an alle Vorgeschichtsforscher und Vorgeschichtsfreunde Österreichs ein Rundschreiben, in dem er sie unter Hinweis auf die großen Aufgaben der nationalsozialistischen Vorgeschichtsforschung in der Ostmark, zu kameradschaftlicher Zusammenarbeit im Rahmen des Reichsbundes herzlich willkommen hieß. Gleichzeitig leitete er die unverzügliche Eingliederung der Vor- und Frühgeschichte pflegenden Vereine und Gesellschaften Österreichs ein.

Als Landesleiter Österreich bestätigte der Bundesführer am 21. März 1938 Dr. Eduard Beninger, Wien, der schon am 11. August 1934 zum Landesleiter des Reichsbundes ernannt worden war, unter dem Schuschnigg-System seine Arbeit aber nicht durchführen konnte.

Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands

Nachdem die Aufnahmebogen zu dem Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands, der ersten größeren Gemeinschaftsarbeit des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, nunmehr allen Museums- und Sammlungsleitern vorliegen, bitte ich auch auf diesem Wege um vollständige und rasche Ausfüllung und Rücksendung bis zum 25. April an die Reichsleitung des Reichsbundes, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8.

Museums- und Sammlungsvorstände, die den Fragebogen nicht erhalten haben, bitte ich um Anforderung.

Berlin, den 12. April 1938

H. Reinerth

Germanen-Erbe, Heft 4, 1938 enthält Aufnahmen von: Ulrich Kottenrodt, Ebnet bei Freiburg i. Br. (S. 97); Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle (Titelbild, S. 99—101, 103—105); Archivar A. Röder, Olmütz (S. 112 links); Bürgerschuldirektor i. R. Karl Schirmeisen, Brünn (S. 107, 108, 109 links, 110); Dr. J. Skutil, Brünn (S. 111, 112 rechts, 109 rechts).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5935 I. Vj. 1938 (Pl. 1). Printed in Germany.